

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

Belehrende und unterhaltende Geschichten

[urn:nbn:de:bsz:31-309722](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-309722)

ward verm. den 1 Nov. 1802 mit dem, den 16 Juni  
des Henappe gebildenen Herzog Friedrich Wilhelm  
zu Braunschweig.

- 1) Weil. Carl Ludwig Friedrich, Großherzog, geb.  
den 8 Juni 1786, gest. den 8 Dez. 1818 zu Rastatt.  
— Höch dessen Gemahlin und noch lebende Wittwe:  
Stephane Louise Adrienne, Großherzogin, geb.  
den 28 Aug. 1789, verm. den 7 April 1806. Dame  
des kaiserl. Brasilianischen Säbkreuz-Ordens.

Kinder:

- 1) Louise Amalie Stephanie, geb. den 5 Juni 1811,

verm. am 9. Novbr. 1830 mit dem Prinzen Grafen  
von Wassa.

- 2) Josephine Friedrike Louise, geb. den 21 Okt. 1813,  
verm. den 21 Okt. 1834 mit Carl Anton, Erbprinz  
von Hohenzollern-Sigmaringen, geb. den 7 Sept.  
1811.

- 3) Marie Amal. Elifab. Carol., geb. den 11 Okt. 1817.

- 4) Weil. Wilhelmine Louise, geb. den 10 Sept.  
1788, gest. den 26 Jan. 1836, des St. Catharinen-  
Ordens Dame, vermählt mit Ludwig, Erbgroß-  
herzog zu Hessen, den 19 Juni 1804.

## Belehrende und unterhaltende Geschichten.

Was der Wanderer allen Lesern zum neuen Jahr  
wünscht.

Zur alten Wahrheit neue Liebe,  
Zum neuen Leben neue Triebe.  
Vor altem Bösen neues Grauen,  
Zum alten Gott ein neu Vertrauen,  
Ein neues Schwerdt zum alten Kriege,  
Zum alten Kriege neue Siege.

### Vom Grössten und Kleinsten in der Natur.

Wenn's draußen im Leben so recht heftig  
stürmt und tobt, wenn die Leidenschaften ge-  
wältig gegen einander brausen und die Parteien  
in brennendem Haß einander gegenüber stehen,  
so daß man sich zweifelnd fragen muß, ob noch  
Liebe und Wohlwollen, ob noch Recht und Ge-  
rechtigkeit auf Erden walten, ob all dies Ringen  
und Streben, all dies Kämpfen und Streiten  
die Menschen zum Glück oder zum Verderben  
führe: dann thut man wohl, sich von diesem  
Kampfsplatze menschlicher Leidenschaften wenig-  
stens auf einige Zeit zurückzuziehen, und sich  
einmal mit Geist und Gemüth in das Reich  
der Natur zu versenken, wo eine unendliche Vor-  
sorgung Alles mit Weisheit seinem Ziele ent-  
gegenführt, wo die ewigen Geseze unveränder-  
lich herrschen und doch ein immer neues Werden  
und Schaffen das All belebt, wo jedem Wesen  
sein Recht, jedem sein Bedarf zu Theil wird,  
und wo ein Geist des ewigen Friedens sichtbar  
waltet über dem unendlichen Ganzen.

In solchen Stunden hat sich unser Gemüth  
ganz besonders angezogen gefühlt von der Be-  
trachtung des Unendlich-Großen und Unendlich-  
Kleinen in der Natur, das jedes für sich allein

unsern Geist erhebt und läutert, in seiner Ge-  
geneinanderstellung aber uns zur staunenden  
Bewunderung fortreißt.

Wenn wir, lieber Leser, zunächst unsern eige-  
nen Erdball in's Auge fassen, den Schauplatz  
alles menschlichen Glücks und alles menschlichen  
Elends, so ist es gar eine gewaltige Kugel, die  
mit uns frei im weiten Weltenraume schwebt.  
Eine Linie, die man von einem Punkt der  
Oberfläche durch den Mittelpunkt nach der ent-  
gegengesetzten Seite zöge, würde 1719 Meilen  
lang sein, und eine andere Linie, die man um  
die ganze Erde gezogen denkt, hat die Länge  
von 5400 Meilen. Das scheint nicht so ent-  
seztlich viel, obwohl man doch mehr als 50 Tage  
und Nächte ununterbrochen fahren müßte, wenn  
man mit dem Dampfswagen auf einer Eisenbahn  
diesen Weg zurücklegen wollte. Wir werden  
aber von der Größe der Erde schon ein deut-  
licheres Bild gewinnen, wenn wir uns die Ober-  
fläche derselben in Vierecke getheilt denken, deren  
jedes im Quadrat eine Meile lang und eine  
Meile breit, also so groß ist, daß Städte wie  
Wien, Berlin und wohl auch Paris mit seiner  
Million Einwohner darauf Platz finden. Solcher  
Vierecke würden wir auf der Erde mehr als  
neun Millionen finden, und wenn auf jedem so viel  
Menschen wohnten, als in der Stadt Paris,  
so würden dies wohl 10,000 Mal so viel sein,  
als jetzt die Welt bevölkern. Wollten wir's  
aber endlich versuchen, den ganzen Erdbkörper  
in Würfelstücke zu zerschneiden, von denen eine  
jede Seite eben eine solche Viertelmeile umfaßt,  
und also für eine Million Menschen Platz bietet,  
so würden wir von diesen Riesenwürfeln, die  
den höchsten Berg an Höhe überragen, nicht  
weniger als 2500 Millionen aus dem Erdball  
gewinnen. Gewiß, du würdest von Staunen  
ergriffen sein, wenn du plötzlich einen einzigen  
solcher Würfel vor dir siehest, und du betrachtest



oft genug mit Gleichgiltigkeit die Erde, die 2500 Millionen derselben in sich faßt.

Aber wir müssen nun, nachdem wir ihre Größe einigermaßen kennen gelernt haben, unsere liebe Erde verlassen, um uns in weite und immer weitere Fernen zu begeben.

Der nächste Ruhepunkt, zu dem wir auf diesem Wege gelangen, ist der Mond, dieser stete Begleiter unserer Erde auf allen ihren großen Bahnen in dem weiten Weltraum. Er ist nicht gar weit von uns entfernt, etwa 50,000 Meilen, also noch nicht zehnmal so weit, als der Umfang des Erdballs beträgt. Auch ist er bekanntlich kleiner als die Erde, obgleich die Berge, die sich auf ihm erheben, die Höhe unserer höchsten Berge weit übersteigen. Dagegen haben wir einen ungeheuren Weg zurückzulegen, wenn wir bis zur Sonne gelangen wollen, die uns alltäglich so hell in's Zimmer hineinleuchtet, und die mit ihren wärmenden Strahlen jedem Pflänzchen auf unserm Erdball Leben einhaucht. Wir werden unterwegs vielleicht einigen Planeten begegnen, von denen wir nachher noch zu sprechen haben, und wenn wir endlich an unser Ziel gelangt sind, so haben wir den ungeheuren Weg von 20,000,000, sage zwanzig Millionen Meilen, zurückgelegt. — Aber solche Zahlen sprechen sich leichter aus, als daß man sich eine richtige Vorstellung davon macht. Und so wisse denn, lieber Leser, wenn es möglich wäre, eine Eisenbahn von der Erde nach der Sonne zu erbauen und der Dampfwagen führe ununterbrochen fort, in jeder Stunde mehr als vier Meilen, so daß es Tag und Nacht 400 Meilen ausmache, so würdest du doch in dieser Weise mehr als 500 Jahr reisen müssen, um den Weg zwischen der Erde und der Sonne zurückzulegen. Oder wenn eine Kanonenkugel von der Sonne abgeschossen würde, die mit der schwindelnden Schnelligkeit von 1000 Fuß in einer einzigen Sekunde dahinfliegt, so würde diese doch ihren Flug fast 25 Jahre fortsetzen müssen, um bis zur Erde zu gelangen.

Dagegen werden wir auch für die große Reise belohnt, die wir überstanden haben, denn jetzt erkennen wir erst, welche ein unermesslich großer Körper es ist, der uns täglich als eine mäßig große Scheibe an unserm Himmel auf- und niederzugehen scheint. Denn unsere Erde, deren Größe wir so eben genauer kennen gelernt haben, würde uns von dort aus nicht nur wegen ihrer großen Entfernung äußerst klein und unbedeutend erscheinen, sondern sie würde auch unmittelbar neben der Sonne vor ihrer

Riesengröße in Nichts verschwinden. Denn der Durchmesser der Sonne ist fast hundert mal so groß als der der Erde, so daß, wenn die Sonne hohl wäre und die Erde stünde in ihrem Mittelpunkte, der Mond in derselben Entfernung wie jetzt seinen Kreislauf um sie vollenden könnte, ohne das Innere der Sonne auf diesem Wege zu verlassen. Und so unglaublich es klingt, es ist doch wahr, daß beinahe 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Millionen solcher Erdkörper wie unsere Erde ist, in dem hohlen innern Raume der Sonne bequem Platz haben würden. Wenn wir das kleinste Schrottkorn neben die größte Kanonenkugel stellten, so würden wir noch nicht das richtige Größenverhältniß haben, das zwischen der Erde und der Sonne stattfindet.

Dieser ungeheuerer Weltkörper bildet nun den Mittelpunkt und das Oberhaupt einer Weltfamilie, deren Glieder die Planeten sind, welche sich in größeren und geringeren Entfernungen um die Sonne bewegen, und Licht und Wärme von ihr empfangen. Die Erde ist unter diesen Planeten einer der kleinsten und nächsten, obwohl wir diese Größen und diese Entfernung als eine eben nicht geringe kennen gelernt haben. Denn der Uranus, den man vor einiger Zeit noch für den letzten dieser Weltkörper gehalten hat, übertrifft die Erde in seinem Umfange um das 14fache und in seiner Masse um das 80fache, und der vor wenigen Jahren von dem französischen Astronomen Leverrier entdeckte Planet, bewegt sich von der Sonne in einer Entfernung von 800 Millionen Meilen und wer weiß, ob es nicht gelingen wird, in noch weiterer Ferne neue Planeten, neue Glieder dieser großen Weltfamilie zu entdecken.

Das Verhältniß, in welchem alle diese Weltkörper trotz ihrer Größe, trotz ihrer ungeheuren Entfernung untereinander und insbesondere zu ihrem gemeinsamen Mittelpunkte stehen, ist ein wunderbares, ein unbegreifliches. Alle erhalten sie von der Sonne in gleicher Weise Licht und Wärme, Nahrung und Leben, allen bringt sie den Wechsel von Tag und Nacht, von Sommer und Winter, und alle bewegen sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf unwardelbaren Bahnen um diesen gemeinsamen Mittelpunkt ihres Daseins, als ob es ein unsichtbarer Faden wäre, mit dem sie alle über die unermesslichen Welträume hinaus an sie gefesselt wären.

Aber wir können die Betrachtung des Unendlich-Großen in der Natur mit diesem Bilde nicht schließen, so mächtiges Staunen es auch



in uns hervorzurufen vermag. Wir müssen unsere Phantasie beflügeln, um noch weitere, unendlich weitere Fernen des Weltraumes zu durchmessen.

Die Sonne mit allen ihren Planeten bildet nur eine einzige von den unzähligen Weltfamilien, die den endlosen Raum des Weltalls bevölkern und beleben. Jeder Stern, den wir am Nachthimmel erblicken, der kleinste Lichtfunke, den kaum noch unser unbewaffnetes Auge zu erreichen vermag, ein jeder umfaßt eine gleich große, ja die meisten von ihnen eine noch weit größere Welt, als die große Sonnenfamilie, die wir eben kennen gelernt haben. Jeder Fixstern, d. h. alle Gestirne, die wir sehen und nicht sehen, mit Ausnahme der wenigen Planeten und Kometen, alle die Millionen Gestirne, die in der Milchstraße zu unbestimmten Lichtstreifen vor unserm Auge verschwimmen, sie sind Weltkörper von gleicher Größe und gleicher Bedeutung und von gleicher Kraft wie unsere Sonne. Und willst du, lieber Leser, eine schwache Ahnung von der unermesslichen Entfernung gewinnen, in welcher diese Gestirne sich von einander und von unserer Erde befinden, so merke auf Folgendes.

Wir haben die bisherigen Entfernungen nach der Schnelligkeit des Dampfwagens oder der Kanonentugel gemessen, die sich wohl rasch genug bewegen. Das reicht aber für die Fernen nicht aus, die wir nun zu betrachten haben. Die schnellste Bewegung, die man bis jetzt kennen gelernt und gemessen hat, ist die des Lichts. Der Sonnenstrahl, der in dein Auge dringt, durchläuft auf seinem Wege zu dir in jeder Sekunde den ungeheuren Raum von 40,000 Meilen und würde sich also in einem Sechzigstheil einer Minute 7 mal um die ganze Erde bewegen. Bei einer Entfernung von 20 Millionen Meilen bedarf das Sonnenlicht einen Zeitraum von 8 Minuten, um den Weg bis zu unserer Erde zurückzulegen, so daß wir den Sonnenaufgang um 8 Minuten später bemerken, als sie wirklich über der Erde emporsteigt, und das Bild der Sonne noch 8 Minuten vor Augen haben, nachdem sie bereits untergegangen ist. Und wenn du nun erfährst, lieber Leser, daß der Lichtstrahl der Sterne, der sich mit gleicher Schnelligkeit bewegt, nicht etwa Stunden und Tage, sondern daß er Jahre und Jahrzehnte, ja daß er Jahrhunderte und Jahrtausende braucht, um den Weg bis zu unserer Erde und bis zu unserm Auge zu durchmessen; wenn du erfährst, daß es gar viele Gestirne

gibt, deren Licht noch nicht bis zu uns gelangt sein konnte, wenn es zu der Zeit seinen Weg begonnen hätte, in die man die Schöpfung der Welt zu setzen pflegt, so wirst du entweder ungläubig den Kopf schütteln, oder, wenn du dich von der Wahrheit überzeugt hast, in dumpfes Staunen versinken über die Unermesslichkeit des Weltalls, das sich täglich vor unserm Blicken aufthut.

Und wenn du deine Phantasie gesättigt und überfüllt hast mit dem Bilde der unendlichen Größen, das sich eben vor deinen Blicken aufrollte; wenn ihre leichtbeschwingten Flügel ermattet niedersinken nach dem raschen Fluge, den sie mit uns durch die unendlichen Fernen des Weltraumes vollbracht hat, so laß uns nun ausruhen und neue Kraft gewinnen an der Betrachtung eines Wassertropfens, den du aus dem Glase vor dir schöpfst, und der dir klar und durchsichtig erscheint wie Krystall.

Denn wenn du deine Augen mit einem Mikroskop bewaffnest, das dir die kleinsten Gegenstände in außerordentlicher Vergrößerung erscheinen läßt, so wirst du erkennen, daß dich dein sonst so treffliches Auge getäuscht hat. Du wirst im Innern dieses Wassertropfens unzählige Gegenstände und Wesen erkennen, von denen du bisher Nichts gemerkt und Nichts geahnt hast, und was dir bisher als ein unbedeutender klarer Tropfen erschien, wird sich dir nun als eine kleine Welt darstellen, in welcher sich Tausende von Geschöpfen bewegen, wie wir auf unserer großen und weiten Erde. Ja dieser eine Wassertropfen ist eine ganze Welt für die verschiedenartigsten Wesen, die in ihrer Art, obwohl unserm Auge unsichtbar, ihr vielbewegtes Dasein führen. Da giebt es große und kleine, häßliche und schöne Thiere, gefährliche Raubthiere und andere, die ihnen zur Beute werden; da giebt es Lust und Leben, Kampf und Tod; Alles in dem engen Raume eines Wassertropfens, der eine Welt für sich ist, gleich den ungeheuren Sonnen und Sternen. Und nun siehe: diese unendlich kleinen Wesen, von denen Tausende in einem Wassertropfen Raum finden, sind so trefflich gebaut bis in ihre kleinsten Gliedmassen, wie das größte Geschöpf der Erde. Sie haben in ihrem unsichtbaren Körperchen alle die Organe, deren sie zu ihrer Ernährung und Fortpflanzung, zu ihrer Bewegung und Erhaltung bedürfen, sie haben die Sinneswerkzeuge, um wahrzunehmen, was um sie vergeht, sie haben Alles, um ein Dasein und Leben zu führen, wie es vom Schöpfer

thnen  
Kau  
ist ein  
der a  
wie  
N  
nen  
die p  
so vo  
den i  
niger  
daß  
Tauf  
von  
daß  
meer  
Welt  
sonde  
von  
daß  
wun  
genu  
diese  
daß  
Stä  
bewe  
nicht  
felde  
Gest  
daß  
nete  
klein  
thun  
Pha  
den  
aufz  
der  
dein  
T  
Grö  
vor  
Grö  
das  
uner  
Nah  
in e  
sink  
uner  
für  
Wat  
und  
und  
so  
wir



langt  
Beg  
g der  
r un  
u dich  
mpfes  
it des  
Blicken

ihnen bestimmt ist, und in dem unendlich kleinen Raum, den sie mit ihrem Körper einnehmen, ist ein Reichthum von Gestaltungen eingeschlossen, der an sich eine eben so hohe Vollendung bekundet, wie das großartigste Werk der Schöpfung.

Nun wohl! lieber Leser, der du in staunende Bewunderung verfinkest über die Welt, die sich auf so kleinem Raum vor dir entfaltet, so versuch es nun, den Weg zurückzufinden zu den Unendlichkeiten, in denen du dich vor wenigen Minuten mit mir bewegt hast. Bedenke, daß das einzige Wasserglas, das vor dir steht, Tausende von diesen Tropfenwelten, Millionen von diesen Geschöpfen in sich schließt; bedenke, daß in den unermesslichen Gewässern des Weltmeeres jeder einzelne Tropfen eine solche kleine Welt ist; bedenke, daß nicht nur das Wasser, sondern auch die Luft in dem kleinsten Raum von den mannigfachen Wesen erfüllt wird, daß die riesigsten Felsen, die du in ihren wunderbaren Gestaltungen vor dir siehst, oft genug nur aus Schalen aufgebaut sind, in denen diese kleinsten Thierchen ihren Wohnsitz haben; daß der Boden, auf dem deine Häuser, deine Städte aufgebaut sind, sich lebendig unter dir bewegt; bedenke, daß der ganze weite Erdball nicht nur in seiner Oberfläche, sondern unzweifelhaft auch in seinem Innern von Leben und Gestaltung der Art erfüllt ist. Bedenke ferner, daß gleich unserer Erde auch alle andern Planeten, alle Sonnen und Sterne bis auf ihren kleinsten Raum von dem unermesslichen Reichthum dieser Wesen erfüllt sind — und deine Phantasie, die du für unergründlich hältst für den Reichthum der Vorstellungen, den sie in sich aufzunehmen vermag, sie wird sich beugen vor der Ueberfülle des Wirklichen, das sich vor deinen Blicken aufthut.

Du wirst endlich erkennen, daß es Eine Größe giebt, vor der jede Größe Nichts ist, vor der das Kleinste nicht geringer als das Größte und das Größte nicht bedeutamer als das Kleinste, vor deren Allgegenwart die unendliche Ferne sich berührt mit der nächsten Nähe, wie sich vor ihr Jahrtausende verlieren in einen Augenblick. Du wirst demüthig niedersinken vor dem unbegreiflichen Wesen, das diese unendliche Welt mit seinem Geist umfaßt und für das kleinste jener zahllosen Geschöpfe mit Vaterliebe sorgt. Du wirst dich unendlich klein und geringe fühlen in dieser ungeheuren Welt und vor dem Schöpfer, aus dessen Hand sie so vollkommen hervorgegangen. Und endlich wirst du den Herrn preisen, daß er dem schwa-

chen Menschen die Einsicht verleihe, die Größe dieses Weltalls mit seinem Geist zu erfassen und die Vollkommenheit des Wesens zu ahnen, durch dessen "Werde" es in's Dasein gerufen ward.

## Der Wegweiser.

In dem Städtchen S. lebte eine Wittwe, welche mit derjenigen zu Nain das gemein hatte, daß sie arm war und einen einzigen Sohn besaß, welcher, 16 Jahre alt, bei dem Krämer des Ortes in der Lehre stand. Da Ferdinand's Mutter kein Lehrgeld erschwingen konnte, so mußte jener dasselbe durch eine längere Lehrzeit und durch die Uebernahme aller Arbeiten, selbst die schwersten, ersetzen.

Ferdinand that willig, was ihm auferlegt wurde, schon um seiner Mutter willen, die er zärtlich liebte. Die stete Arbeit stählte seinen Körper und verlieh ihm Kräfte, so daß sein Aussehen ein blühendes war.

Um die Mittagszeit eines kalten Weihnachtsheiligabend's trat Ferdinand Schmidt unermüthet in das niedere Stübchen seiner Mutter. Der Jüngling ging reisefertig, trug eine Jagdtasche auf dem Leibe und einen starken Stock in der Hand.

"Mein Weg führt mich hier vorbei" — sprach er zu seiner verwundert fragenden Mutter — "und da konnt' ich's nicht über's Herz bringen, ohne Gruß bei Ihnen vorüber zu gehen. Ich marschire nach N. zu dem Bruder meines Herrn, von dem ich einige hundert Thaler Geld holen soll. Es bedarf nicht so in der Leute Mund herumkommen, deshalb schickt's der Bruder nicht durch den Boten oder durch eins von seinen Leuten."

"Man wird dich doch nicht unterwegs anfallen" — sprach die Mutter besorgt — "und dir das Geld abjagen?"

"Damit hat es gute Wege!" — lachte Ferdinand — "viel eher vermüthen die Leute ein Häschen in meiner Jagdtasche als 300 Thaler, und jetzt auf das Gradewohl im Freien auf der Diebslauer zu liegen, vergeht den Dieben in der Kälte die Lust."

"Du bist doch gut verwahrt?" — fragte Frau Schmidt — "Hast du warme, wollene Socken angezogen? Daß nicht etwa die Zehen durch dieselben herauschauen! Nichts ist gefährlicher als das, um sich die Füße zu erfrieren."

"Sorgen Sie nicht, Mutter!" — versetzte



Ferdinand. „Ist's doch nur ein Spaziergang. Zwei Stunden hin, eine Stunde dort, zwei zurück — jetzt ist's 12 Uhr — um 5 Uhr sonach bin ich spätestens wieder da.“

„Dann komme wieder herauf“ — sprach die Mutter — „und du sollst ein Warmbier oder eine heiße Suppe finden. Denn nicht wenig wirst du ausgefroren sein.“

„Wie gut Sie sind, Mutter!“ — erwieserte der Sohn dankbar und küßte dabei die mütterliche Wange. — „Ich werde mich recht dazu halten, damit ich eine halbe Stunde eher zurückkomme, die ich bei Ihnen zubringen werde. Auf Wiedersehen denn, lieb Mütterchen!“

Der Jüngling ging, und seine Mutter nahm ihre, bei des Sohnes Eintritt schnell weggevorfene und verheillichte Arbeit, einen wollenen Shawl, auf.

„Wenn er wäre fertig gewesen“ — sprach sie zu sich selbst — „so hätte ich nicht bis auf den Abend gewartet, sondern ihn dem guten Jungen gleich mit auf den Weg gegeben. Wie gern bescheerte ich ihm mehr zum Christfeste! Nun, ich denke doch, daß er von seinem Herrn diesmal einen hübschen Heiligenchrist bekommen wird. Er kann den Burschen ja so gut und noch besser brauchen als einen Kaufmannsdienner.“

Ferdinand schritt tapfer darauf los. So weit die Landstraße ging, fand er Bahn durch den Schnee. Diese vorlor sich dann erst, als ein wenig befahrener Dorfweg nach N. und der dortigen Grundmühle abführte. Dennoch traf Ferdinand rechtzeitig bei dem Bruder seines Herrn, einem wohlhabenden Müller, ein. Aber es verstrich mehr als die bestimmte Stunde, bevor der Müller das Geld abzählte, verpackte und dem Jüngling überantwortete. Diesem wurde indessen Brot, Butter, Wurst und eine Flasche mit Schnaps vorgefetzt und dabei das übliche Nöthigen nicht unterlassen.

Es ging bereits auf 4 Uhr, als endlich Ferdinand, gesättiget und fast ein wenig von dem aufgenöthigten Brantwein berauscht, den Heimweg antrat. Wohl fühlte er jetzt, daß seine Jagdtasche nicht mehr leer war, doch hatte er schon schwerere Lasten getragen als diese Geldsumme.

Rüstiger denn vorher und in der frohesten Stimmung schritt der Jüngling aus, vor Allem dahin trachtend, die Landstraße wieder zu gewinnen. Allein, da er dieselbe glücklich erreicht hatte, so hielt er sie irrig für einen andern Dorfweg und setzte darum seinen bisherigen,

welcher die Landstraße durchschneidet, weiter fort. Erst da sich nach längerem Gehen die Landstraße nicht zeigen wollte, erkannte Ferdinand, daß er irre gegangen sein müsse. Die ganze lange Wegstrecke wieder zurückzugehen, schien ihm nicht rätlich, vielmehr besser, quersfeldein zu schreiten und so einen weitem Umweg zu ersparen. War aber jetzt schon das Gehen durch den ziemlich tiefen Schnee erschwert worden, so war dieß noch weit mehr der Fall, da Ferdinand über die Felder dahin schritt. Er mußte die Beine hoch heben, was die Müdigkeit schnell herbeiführte. Dieselbe wurde durch den genossenen Brantwein, dessen aufregende Kraft der abspannenden zu weichen begann, bedeutend gesteigert, so daß Ferdinand's Füße immer bleierner wurden. Nun fühlte er auch die drückende Schwere des Geldes, welche ihm die Achseln beugte und den Oberleib dazu. Um die Noth vollständig zu machen, umzog sich plötzlich der bis jetzt heiter gewesene Himmel mit grauen Schneewolken, welche gar bald ihre weißen Flocken hernieder zu wirbeln begannen. Nicht genug, daß die letzteren alle Gegenstände in der Ferne wie in der Nähe verschleierten und unkenntlich machten, so stürzten sie auch dem armen Wanderer in's Antlitz, beraubten ihn der Sehkraft, verstopften ihm Nase und Mund und bohrten sich kältend unter die Halsbinde und bis auf die Brust, die erhitzte. Zugleich sank die lange Winternacht mit all ihren Schrecknissen und im schnellen Fluge hernieder.

Der heitere Sinn Ferdinand's war längst schon dem Kleinmuth gewichen und dieser ward allmählig zur Trostlosigkeit. Von derselben gepackt, schrie Ferdinand laut nach Menschen, nach Hülfe. Nach allen Seiten blickte er umher nach einem Hause, nach einem tröstlichen Lichtglanze, nach einem Landmanne, der ihm den Weg zeige. Mit Anstrengung lauschte er nach einem Peitschenknallen, nach einem Glockenläuten, nach dem Brüllen eines friedlichen Hornviehes, nach dem Wiehern eines Pferdes, nach dem Bellen eines Hundes. Aber es blieb still wie auf einem Kirchhofe, und einem solchen gleich auch die ganze Gegend, deren Unebenheiten die beschneiten Grabhügel und die dürrn Baumstämme die schwarzen Kreuze vorstellten. Ferdinand's Leib dampfte vor Schweiß, während er seine Beine, vom Fuße bis zum Knie, vor Kälte kaum noch an sich fühlte. Mühsam schleppte der arme Jüngling sich dahin, nicht wissend, in welcher Richtung er seine langsamen Schritte fortsetzen sollte. Endlich waren seine Kräfte erschöpft,

dah  
nen  
E  
steig  
ten  
bild  
hol  
La  
berg  
dere  
seine  
welc  
Der  
den  
nur  
dies  
jezt  
nung  
hier  
der  
dach  
wie  
Gebi  
eine  
M  
füß,  
gesaf  
der  
berste  
in in  
sich  
blicke  
Schn  
Kälte  
Jagd  
beide  
dinar  
bunte  
weile  
aber  
fangl  
freidi  
De  
derbe  
und  
denn  
Bane  
dunke  
irdisch  
winke  
lange  
Witt  
auf d  
ihren



daher sein trüber Blick nach einem willkommenen Ruheplatze sich umschaute.

Siehe! aus der weißen Schneefläche hervor steigt eine graue Säule mit einem ausgestreckten Arme, gleich einem unheimlichen Galgenbilde. Allein an ihrem Fuße befindet sich ein hoher Stein mit breiter Oberfläche, auf welcher Tausende von Schneeflocken sich friedlich niedergelassen haben. Diese stäubt der müde Wanderer hinweg und nimmt dann ihre Stelle ein, seinen Rücken gegen die hölzerne Säule lehrend, welche nichts anders als ein Wegweiser war. Der Dunkelheit wegen konnte man jedoch nicht den Ort lesen, wohin der Arm den Weg zeige, nur die Richtung dahin ungefähr angeben. Selbst dieser stumme, unzuverlässige Wegweiser wurde jetzt dem Jünglinge zur willkommenen Erscheinung. Nur eine kleine Viertelstunde wollte er hier ausruhen und dann mit erneuerten Kräften der angedeuteten Richtung folgen. Denn er gedachte mit Schrecken der Angst seiner Mutter wie der Sorge seines Herrn, wenn er über die Gebühr lange ausbliebe. Darum wollte er nur eine kurze Erholung sich vergönnen.

Allein, da er einmal saß, war die Ruhe so süß, so unbeschreiblich süß, daß sein stets neu gefaßter Entschluß, aufzubrechen, immer wieder der Sinnlichkeit unterlag. Bleiern und unwiderstehlich schlossen sich seine Augenlider, nur in immer längeren Zwischenräumen einmal halb sich erschließend und in die Dunkelheit hineinblickend. Nicht fühlte er die wehenden, kältenden Schneeflocken, den rauhen Wind, die zunehmende Kälte in den erstarrten Füßen. Die geldgefüllte Jagdtasche auf den Schooß gebettet und mit beiden Händen fest sie umschließend, saß Ferdinand da. Bald war er fest entschlafen, von bunten Träumen umgaukelt, in welchen er zuweisen einzelne laute Worte ausstieß. Endlich aber verstummten die bleichen Lippen. Das anfänglich roth erhitzte Gesicht des Jünglings war freidig geworden.

Der Wind hatte sich ein dichtes, weißes Federbettlein fertig geblasen. Er legte sich daher und das Schneegestöber mit ihm. Herrlicher denn ein rothtrübes Insekt oder Deltlicht in der Bauerhütte flümmerte am wolkenfreien, blaudunkeln Himmel der zahllosen Sternenheere überirdischer Glanz. Zur schönsten, ewigen Heimath winkten sie dem Sterblichen. Die Stunden der langen Christnacht verrannen. Daheim bei der Wittwe stand das längst bereitete Warmbier auf dem heißen Ofen. Frau Schmidt hatte für ihren erwarteten Sohn bescheert, was ihre Ar-

muth vermochte: einen wollenen Shawl, dergleichen Socken, ein Paar Pulswärmer, ein Vorhemdlein, einen gestrickten Hosenträger — Alles die Werke ihrer fleißigen Hände — dazu eine frischbackene Semmel zum Imbiß für das Warmbier, und endlich ihr eigenes, treues, zärtlich liebendes Mutterherz, das, von mehr denn tausend Kerzen entflammt, voll freudiger Erwartung dem einzigen Sohne entgegenschlug.

Allein dieser kam nicht. Da lief die geängstete Frau zu Ferdinand's Lehrherrn hin, welchem mehr um die fragliche Geldsumme als um des Jünglings Leben bangte. Allein, wo sollte man, wenn der Erwartete nicht bei dem Müller übernachtete, diesen in der Dunkelheit aufsuchen? Der heilige Christabend, für die meisten jungen und alten Christen eine Freudenzeit, ward für die Wittve der schrecklichste ihres Lebens.

Der Morgen des Christtages brach an, vom festlichen Glockengeläute überall begrüßt. Strahlend ging die winterliche Sonne über den glänzenden Schneefeldern auf. Ihre Strahlen berührten auch die am Wegweiser lehrende Memnonssäule. Allein diese erklang, diese regte sich nicht. Sie schlief noch immer. Der letzte warme Hauch des Schläfers hatte als Reif sich in das Haupthaar und an den Mühenrand gelegt. Ferdinand glich einem richtigen Schneemann, so sehr hatten ihn die Flocken eingehüllt. Selbst die Jagdtasche mit den fest sie umschließenden Händen war von einer weißen Decke überzogen.

Ein Häschen, welches über die Schneefelder gehüpft kam und die sonderbare Gestalt ansah, machte betroffenen Halt und ein Männchen, worauf es querselbein davon sprang. Eine Dohlschaar, die Leichenbitter der Vögel, ließ sich vor dem Schläfer nieder und betrachtete ihn neugierigen Blickes; ein gelber Goldammer, auf des Wegweisers Arm sich setzend, that ein Gleiches.

Zur Kirche gehende Landleute fanden den Erfrorenen, dessen erstarrten Händen man nur mit Gewalt die volle, schwere Jagdtasche entreißen konnte.

„Weg nach Seligstadt!“ — lautete die Inschrift des Wegweisers.

Wunderbar! dieselbe hatte der Jüngling glücklich erreicht, auch ohne die Schrift gelesen zu haben.

Als aber die arme Wittve Schmidt weinend hinter dem Sarge ihres einzigen Sohnes daherkam, da trat kein Heiland herzu, sprechend: „Weine nicht!“ Auch erweckte Niemand den Todten und gab ihn seiner trauernden Mutter



wieder. Alles dies jedoch that des Hellenos Lehre, welche tröstend spricht:

„Selig sind die Todten, die in dem Herrn sterben.“

## Die bayrischen Hochländer.

(Mit einer Abbildung.)

Unter den deutschen Alpengegenden ist das bayrische Hochland wohl am wenigsten von dem Zuge der fremden Reisenden besucht und erst seit die königliche Familie dort oft verweilt, seit Berchtesgaden, Tegernsee, Hohenschwangau die Genüsse der feinen Welt mit denen der erhabenen Natur verknüpfen, sind diese Berge Zielpunkte so manches Wanderers geworden, dessen Fuß sich sonst schwerlich auf diese Höhen gewagt haben würden. Wir sagen, das bayrische Hochland ist weniger besucht worden, nie aber hat es an Leuten gefehlt, deren Herz und Sinn Verlangen trug nach diesem Wildgarten-Gottes voll erhabener Schönheiten, voll stiller vorzüglicher Reize, voll Frische und Ursprünglichkeit in Land und Volk.

Es ist der Gebirgsstrich östlich von Lindau am Bodensee bis Schellenberg, eine Meile von Salzburg, von dem wir hier sprechen, in den sich Zweige der norischen und rätischen Alpen aus ihren Hauptlagern, der Schweiz und Tirol, verlaufen, die unter dem Namen der allgauer, arlberger und berchtesgadener Alpen eine die Schneelinie weit übersteigende Höhe erreichen und, mit ewigen Eise bedeckt, Gletscherwände in die Thäler hinabsinken. Als riesige Grenzpfähle gegen Bavarien stehen hier der Hohenzeller, der vordere Laufener und der Mädelberg; ihnen folgt der Hochvogel und weiter landeinwärts an Bayerns südlicher Grenze ziehen sich der Doman, das Gaishorn, der Schönfallner, der Aigenstein, der hohe Grasberg, der Scharfreiter, der Schildenstein, der Scheidelberg, der Kreuzberg, der Trausnitzberg, der Miesing, der Wendelstein, das Alphorn und der Wasmann hin. Wir könnten aber unsern Lesern noch mindestens hundert mächtige Bergspitzen aufzählen, von denen eine einzige hinreichen würde, einer flachen Gegend wunderbare Reize zu verleihen. Von den lieblichen, zum Theil weit geöffneten und wohlangebauten Thälern nennen wir hier nur diejenigen, welche die Iller, der Lech, die Ammer, die Loisach, die Isar und die Saale durchströmen, ferner das Graffauer oder

Amenthal und das Thal von Berchtesgaden zwischen der Saale und Salzach. Viele Bergkessel sind mit Wasser gefüllt und bilden spiegelklare Seen, welche in dem Rahmen hoher Berge still und heimlich liegen, den Blick des überraschten Wanderers entzücken und deren Ufer die Sage umspielt. Der Tegern-, der Walchen-, der Schliersee sind die beträchtlichsten dieser Becken im Hochgebirge, aber am Fuße derselben breiten sich noch gewaltiger der Würm-, der Ammer- und der Chimsee aus und über ihre Fläche hinaus schweift das Auge auf die lange Kette der malerisch gelegenen Berge hinüber.

Dieses wunderherrliche Stück von Gottes Erde wird von einem frischen, kernigen Volke bewohnt, das frohig und großzügig, aber gutmüthig, treuherzig und gastfrei ist. Großer Wohlstand kann in Gegenden nicht vorhanden sein, denen die Natur mehr Schmuck als Fülle gegeben, aber Armuth ist eben auch nicht anzutreffen. Die beträchtliche Viehzucht mit ihrer Alpenwirthschaft, die Holzarbeiten, wozu die Waldungen unerschöpflichen Stoff liefern, die reichen Salzquellen, und der Bergbau verschaffen der nicht dicht gedrängten Bevölkerung Arbeit und Brod. Diese fröhlichen Bergkinder, denen das Leben noch etwas anderes ist, als die Plage es zu fristen, gehen ohne Hunger an den Fleischstöpseln des Reichthums vorüber und sehen ohne Reid auf den Luxus der Städte, denn sie haben daheim ein behaglich Gehöft oder eine lustige Alpenhütte, die so malerisch am Bergabhange hängt, daß König Ludwig's kunstsinnes Auge sich an dem Reiz dieser wunderlichen Bauwerke ergözte und er noch vor drei Jahren ein Gesetz wegen Erhaltung dieses einfachen und doch gefälligen Bauusis erließ.

Die Tracht im Hochlande ist mannichfach, je nach den verschiedenen Thalgegenden, aber selten fleidsam. Der Mann trägt als gemeinsames alpenländisches Kennzeichen den spitzen Hut, die kurze Hose mit dem Alpenstrumpf, den schmucken Hosenträger und einen kurzen weiten Ueberwurf. Am besten gefallen uns aber die Trachten in Auerburg, Aibling, Rosenheim und Miesbach am Schliersee mit runden Hüten, die bei dem Jäger ein Federbusch, bei andern ein Strauß ziert, dazu lange Weste und Rock, auch wohl eine kurze nette Jacke mit einem Gürtel.

Noch weniger hübsch ist die Kopfbedeckung der Frauen, die im Sommer aus einem Männerhut, im Winter aus einer gewaltigen Pelzmütze besteht; am zierlichsten ist noch ein nett um den Kopf geschlungenes Tuch. Der Rock ist oft unverschämt kurz, aber in dem geschnürten

und  
Aelp  
D  
art d  
munt  
schlec  
Muf  
Leber  
hört

B  
Für  
so a  
bei i  
tief  
hau  
schen  
habe  
der  
es:

D  
schen  
gläu



und verzierten Nieder beruht die Koketterie der Nesplerin.

Die Sprache des Nesplesers gleicht in der Mundart dem Niederbayrischen, doch ist sie rascher, munterer und in der Rede des weiblichen Geschlechts lauert immer eine gutmüthige Schelmerei. Musik, Gesang und Tanz sind die Würze im Leben des Hochländers und ihre naiven Lieder hört man allerwegen ertönen. Schreitet der

lühne Gemsjäger von den Bergen herab, so trällert er ein Liedchen, wie etwa folgendes:

„Bin ar freischar Wildschüs  
Und i woas mer zwo Ständt,  
Beim Deanarl aon Fenster  
Und beim Samsarl aon Gewändt.  
Da dohm auf d're Albm  
Da thuat's Samsarl scherz'n,  
Wo soan Eifarucht is,  
Get soan Liab von Herz'n.“ u. s. w.



Vaterlandsliebe und Anhänglichkeit an das Fürstenhaus herrscht, wie in ganz Altbayern, so auch im Gebirge, und die Regierung wird bei ihrer jezigen Hinneigung für Oestreich einen tief gewurzeltten Widerwillen gegen das Kaiserhaus, der noch aus den spanischen und östreichischen Erbfolgekrieg herkommt, zu bekämpfen haben. Schon an der Wiege wird den Kindern der Haß gegen Oestreich vorgesungen. Da heißt es:

„Kumpati pum pum!  
Der Kaiser schlägt um  
Mit Handt'n und Füäß'n  
Mit eisarnen Spiäß'n,  
Hot d' Fenster ein geschlag'n,  
Hot's Blei davon trag'n,  
Hot Kugeln draus goss'n,  
Hot Banarn darschoss'n.“

Die katholische Religion ist die allein herrschende und der Hochländer ist fromm und gläubig.

## Die Gutta Percha und deren Anwendung.

Unter den Pflanzenstoffen dürfte nicht leicht einer eine vielgestaltigere Anwendung gefunden haben, als die Gutta Percha, die wenige Jahre nach ihrer Entdeckung überall eingebürgert, überall gesucht, überall bekant ist.

Im Jahre 1822 hörte ein Wundarzt der englischen Armee in Singapore, Montgomerie, bei Gelegenheit von Untersuchungen über den Kaoutschuk, von ähnlichen Harzen, welche die Einwohner Gutta Girek, Gutta Luban, auch Gutta Percha nannten, und die noch besser und härter sein sollten als Kaoutschuk; doch erst im Jahre 1842 gelang es ihm, Proben davon und Nachrichten über deren Gewinnung zu erhalten, die er nach Calcutta sendete, von wo dieselben nach London kamen.

Der Baum, aus welchem die Gutta Percha



gewonnen wird, ist einer der größten auf den malaiischen Inseln; er wird 3—4 Fuß im Durchmesser stark, sein Holz ist jedoch zu schwammig, um als Bauholz verwendbar zu sein. Die Frucht liefert ein Speiseöl. Dieser Baum ist auf Singapore und in den Wäldern von Jochoire häufig, ebenso bei Coti auf der Südküste, und bei Sarawak auf der Westküste von Borneo finden sich ganze Wälder desselben vor. Hier heißt der Baum Kiate, wird 6—8 Fuß dick, sehr hoch und es werden jährlich viele hundert Tonnen Harz nach England geschafft. Zur Erlangung desselben fällt man dort die trefflichsten, vielleicht Jahrhunderte alten Bäume, rindete sie ab und sammelte den ausfließenden milchigen Saft in die hohlen Stengel der Pisangblätter, wo er bald gerann. Ein starker Baum lieferte 20—30 Pfund Harz. Erst in neuester Zeit gewinnt man das Harz auf ähnliche Weise wie wir das Birnwasser gewinnen, durch Anzapfen, wobei man einen und denselben Baum Jahre lang benutzen kann.

Die Gutta Percha erscheint blaßgelb oder vielmehr schmutzigweiß, ist fast so hart als Holz, nimmt aber den Eindruck des Nagels an; sie ist sehr zähe, aber keineswegs prall; auch weicht dieselbe hinsichtlich ihrer chemischen Zusammensetzung wesentlich vom Kaoutschuk ab, obschon ihre große Aehnlichkeit schließen läßt, daß die Gutta Percha nur eine Art des Kaoutschuk sei. Legt man dieselbe in warmes Wasser von 110° F., so findet keine andere Veränderung statt, als daß der Stoff den Eindruck des Nagels etwas williger aufnimmt, sobald aber die Hitze des Wassers bis auf 145° F. oder höher steigt, wird die Gutta Percha so weich, daß man dieselbe in Formen drücken oder auch in lange Streifen oder Platten auswalzen kann. Im weichen Zustande besitzt sie ganz die Spannkraft des gewöhnlich sogenannten Gummi Elasticum, behält aber diese Eigenschaft nicht lange, sondern wird hart und nimmt in einer Zeit, welche mit dem Wärmegrad und der Größe des Stückes im Verhältniß steht, ihre ursprüngliche Härte und Sprödigkeit wieder an. Bis zu einem gewissen Grade hin ist die Gutta Percha auch dehnbar; reißt jedoch leicht im weichen Zustande, im harten aber sehr schwer. Uebrigens ist die Gutta Percha in hohem Grade brennbar, entzündet sich aber erst bei einem sehr starken Hitzegrade, während außerdem die atmosphärischen Veränderungen auf dieselbe keinen Einfluß äußern. Auflösbar ist sie in flüchtigen Oelen, am leichtesten in heißem Terpentinöl, Naphtha, Steindöl

und Theeröl. Fette Oele bringen keine Wirkung auf sie hervor; ebenso wenig kaltes Wasser und kalte Dünste, während warmes Wasser und Wasserdämpfe dieselbe erweichen und kneibar oder formbar machen. Kalt ist die Gutta Percha durchaus nicht klebrig, während sie im aufgelösten Zustande einer der bindendsten Stoffe ist. Sie ist fast geruchlos und für die Luft vollkommen undurchdringlich. Mit Farbestoffen geht die Gutta Percha leicht Verbindungen ein.

Für die nuzbare Verwendung der Gutta Percha haben die Engländer das Meiste gethan, und erst in den letzten Jahren hat dieser Stoff auch in Deutschland und den übrigen Ländern des Festlandes größere Berücksichtigung gefunden.

Der Erste, welcher in England die Gutta Percha gewerblich nuzbar machte, war Richard Archibald Brooman; er verwendete sie als künstlichen Brennstoff in Vermischung mit andern Stoffen und als bildsame Masse; in erster Gestalt ist sie für uns viel zu theuer. In beiden Fällen muß der Stoff selbst erst gereinigt, von den faserigen und fremdartigen Stoffen befreit und gewaschen werden, wobei die Gutta Percha in heißem Wasser behandelt wird. Will man dieselbe in Plattenform verwenden, so wird sie mit den ihr etwa zuzusetzenden Stoffen, welche entweder zur Färbung oder zu Erhöhung der Federkraft erforderlich sind, für diesen Zweck namentlich mit Kaoutschuk oder Schwefel, oder mit einer Mischung von beiden vermengt. Soll Kaoutschuk zugesetzt werden, so geschieht dieß bei einem Wärmegrade von mindestens 150° F. Auch freideartige Stoffe gehen mit der Gutta Percha Verbindung ein und machen dieselbe etwas weicher; will man sie aber rauh haben, so mengt man feingepulverten Schmirgel, gestiebten Sand oder Glaspulver dazu.

Die Verwendung der Gutta Percha unter dieser Gestalt ist eine sehr vielseitige; wird sie, namentlich mit Schwefel versetzt — vulcanisirt — zu einer luft und wasserdichten Masse verarbeitet, welche von den gewöhnlichen Wärmewechseln nicht verändert wird, so kann man daraus erhabene und vertiefte Bilder machen, ja sie statt der Druckfedern von Metall verwenden. Auch als Unterlagen unter die Eisenbahnschienen und Eisenbahnwagen oder für einzelne Maschinentheile, denen man eine etwas elastische Unterlage geben will, sowie bei den Klappen für die atmosphärischen Eisenbahnen ist die Gutta Percha in Plattenform brauchbar.

In der Verbindung mit andern Stoffen kann die Gutta Percha dazu dienen, diese Stoffe



st und wasserdicht zu machen; setzt man hingegen beim Kneten Papiermasse, Sägespäne, ganz feine Lederschnitzel, kleingeschnittene Haare, Borsten, Berg oder aufgedrehte Taulitzen zu, so kann man daraus Platten zum Pflastern oder Dachdecken, zu Holzbekleidungen u. dergl. mehr verfertigen. Die Treibriemen macht man jedoch lieber aus reiner Gutta Percha, da sie sich besser zusammensetzen lassen.

Um die Gutta Percha in Pulverform darzustellen, wird die reine, oder mit Schwefel oder Kaoutschuk, oder mit beiden versetzte Masse geraspelt.

Die Herstellung der Gutta Percha in flüssiger Form ist eine der wichtigsten Gestaltungen bei der Verwendung der Gutta Percha. Wir haben schon oben erwähnt, daß dieser Stoff sich fast in allen ätherischen Oelen auflöst, doch sind die geeignetsten gereinigtes Steinöl und gereinigtes Terpentinöl; die Auflösung wird durch einen sehr erhöhten Wärmegrad bedeutend beschleunigt, nur darf man kein Flammenfeuer anwenden, da sich sonst die Aetherdünste leicht entzünden. Im flüssigen Zustande kann man die Gutta Percha ebenfalls mit Kaoutschuk, Schwefel und den übrigen oben genannten Stoffen vermengen, welche sie leicht annimmt, und wodurch sie so elastisch gemacht werden kann, daß man sie zu wasserdichten Ueberzügen oder als Klebmittel verwenden kann. Das Tauwerk, sobald man dessen einzelne Rippen mit Gutta Percha tränkt, und Gewebe, deren Fäden man durch die Auflösung zieht, werden gegen die Einwirkung des Wassers geschützt und luft- und wasserdicht. Mit der gefärbten Gutta Percha kann man Gewebe auch dauerhaft bedrucken.

Fäden aus Gutta Percha erhält man durch den Druck der aufgelösten Masse durch Löcher, je nach der Dicke der zu erzeugenden Fäden, welche sogleich in kaltes Wasser kommen müssen, wo sie schnell abgekühlt und erhärtet werden, worauf man sie leicht auf einen Haspel, der gleichfalls unter Wasser läuft, aufwinden kann. Die Fäden kann man flechten oder drehen, oder als Einschlag in Geweben verwenden. Ebenso kann man auch diese Fäden zu Erzeugung eines wasserdichten Stoffes verwenden, indem man sie dicht neben einander auf ein Gewebe legt und zwischen zwei geheizten Walzen durchlaufen läßt. Geblümte oder sonstige Muster kann man auf dieselbe Weise erzeugen, wie die Wollmofait, indem man Fäden von gefärbter Gutta Percha durch ein Musterquadrat von Gaze, nach Angabe der Zeich-

nung, zieht, und das Ganze dann, scharf zu einem Viereck zusammengedrückt, der Hitze aussetzt. Hier schmelzen die Fäden zusammen, und man kann dann — so zu sagen überzweigen oder über Hirn — mehrere Platten schneiden, welche alle dasselbe Muster haben, und die mittelst der Wärme oder aufgelöster Gutta Percha auf Unterlagen befestigt werden können. Bei der Bandfabrikation kann man, statt der Organsinseide, Gutta Perchafäden anwenden, und ein sehr dauerhaftes Papier zu Papiergeld wird man erhalten, wenn man zwischen zwei Blätter beim Schöpfen in der Papiermühle entweder platte Streifen Gutta Percha oder ganze, dünne Platten von dieser Masse bringt und die Blätter durch heiße Walzen gehen läßt. Solches Papier reißt nicht und ist wasserdicht. Geslechte, Hüte, Mützen, Stuhldecken von Gutta Perchafäden, in erhitztem Zustande gepreßt, sind wasserdicht, leicht und sehr dauerhaft.

Eine weitere Anwendung der Gutta Percha ist die zu Büchereibänden, wo sie ganz in ähnlicher Weise wie der Kaoutschuk behandelt wird. Eine vortreffliche wasserdichte Pappe erhält man, sobald man aufgelöste Gutta Percha mit Papierspänen, Lederstaub, Baumwolle oder Wollabgängen vermischt.

Sehr verbreitet ist in diesem Augenblicke der Gebrauch der Gutta Percha zu Fußbekleidungen, wozu Charles Keene sie im Jahr 1845 zuerst verwendete. Die einfachste Anwendung ist die, daß man Leder auf einer oder auf beiden Seiten mit einer dünnen Schicht vulcanisirter Gutta Percha überzieht oder dünne Platten davon auflegt und durch die Hitze mit dem Leder verbindet. Die Sohlen werden wasserdicht gemacht, indem man zwischen die Hauptsohle und die Brandsohle eine dünne Sohle von Gutta Percha einlegt und mit vernäht. Man kann aber auch sämmtliche einzelnen Theile der Fußbekleidung aus starken Platten von Gutta Percha machen, diese Theile zusammennähen und die Nähte mit aufgelöster Gutta Percha überstreichen. Ebenso kann man aber auch die Fußbekleidung ganz ohne Nähte verfertigen, wenn man die aufgelöste Masse in oder über die passenden Formen gießt und dort erhärten läßt. Die Sohlen werden dann entweder, wie gewöhnlich, aufgenäht und die Nähte mit aufgelöster Gutta Percha wasserdicht gemacht, oder man klebt die Sohlen gleich mit der Auflösung fest, sobald die Oberstück und Sohle gleichzeitig aus Gutta Percha bestehen. Für alle solche Fußbekleidungen aber muß die Gutta Percha



mit Schwefel und Kaoutschuk verfezt werden, da sie sonst zu wenig Biegsamkeit hat. Sehr gebräuchlich ist seit einiger Zeit das Besohlen gewöhnlicher ledberner Stiefeln mit Sohlen aus Gutta Percha, eine Arbeit, die sich jeder selbst machen kann, und welche wir deshalb ausführlicher beschreiben. Man erweicht zu diesem Zwecke die Gutta Percha in heißem Wasser, bis sie sich willig kneten läßt, und walzt sie dann auf einer warmen Platte oder Tafel mit dem gewöhnlichen sogenannten Ruderholze zu einem Blatte von der gehörigen Dicke aus, woraus man dann die Sohlen schneidet. Beim Auflegen entfernt man die alte abgenutzte Sohle, so daß man den sogenannten Rand, an welchen die Ledersohle anzusetzen ist, frei bekommt. Unterdeß muß man sich auch nach dem oben angegebenen Verfahren (aus den Abschnitzeln der neuen Sohle oder aus frischer Gutta Percha mittelst gereinigten Terpentinöls oder dgl. eine dicke Auflösung bereitet haben, mit welcher man dann den Rand und die Brandsohle des Stiefels, in welchem ein Stiefelblock oder ein Leisten steckt, und gleichzeitig auch die Gutta Percha-sohle bestreichen, letztere noch warm auflegen und durch Andrücken und Anreiben überall fest anlegend machen. Nach einer Stunde etwa beschneidet man dann die Sohle nach dem vor-handenen Rande genau, und die Arbeit ist vollendet. Es ist aber nicht zu vergessen, daß man die Gutta Percha-sohle nicht ganz durchgehen lassen soll, sondern daß zwischen dem Absatz und dem Bordertheile ein Mittelstück von Leder bleibt, sobald man sich nicht vulcanisirter Gutta Percha bedient, da sonst der Gang etwas hart wird, sobald die Sohle eine gewisse Dicke erhält. Auch muß man den Schnitt der Sohle lackiren, da die Gutta Percha die Wicse nicht gut annimmt, während letztere auf dem Lacke gut haftet. Eine Gutta Perchaplatt zwischen Huf und Eisen beim Pferdebeschlage soll den Huf nicht allein schonen, sondern auch dem Pferde einen sichern Tritt geben.

Für die Anfertigung von Röhren oder röhrenförmigen Gegenständen, wie solche in der Arzneikunde vorkommen, hat Bowley ein mehrfaches Verfahren erfunden, und es gibt eine besondere Maschine, um solche Röhren von beliebiger Länge zu machen. Dergleichen Röhren werden in Minen und bei Bergwerken mit großem Vortheile angewendet, um die Feuerleitung stets trocken zu erhalten, sowie man auch die Drähte für die elektromagnetischen Telegraphen, sobald dieselben unterirdisch geführt werden sollen, das

durch vor Feuchtigkeit schützt und fremder Einwirkung entzieht.

In der neuesten Zeit hat Hancock in England nicht unbedeutende Verbesserungen in der Bearbeitung der Gutta Percha angebracht, indem er zuerst zum Verkleinern des Stoffes eine Schneidemaschine anwendet, welche drei Schneiden an einem Schwungrade trägt. Nachdem er sich bedient, um die Gutta Percha zu reizen und in Blätter zu formen, einer Vorrichtung, die mit der in der Maschinenpapierfabrik Aehnlichkeit hat, und auf welcher in 2 Bädern, welche Chlorfals oder Sodaauflösung enthalten, der Stoff gekleinert und gewaschen und dann im dritten Bade gespült und einer Speisevorrichtung zugeführt wird, worin dieselbe mittelst Walzen im warmen Zustande in Blätter verwandelt wird. Eine dritte Maschine mit Schneidwalzen dient dazu, um aus den Blättern schmale Riemen zu schneiden. Zugleich führt Hancock noch ein neues gleichartiges Harz, Jintawan, in Verbindung mit der Gutta Percha und dem Kaoutschuk ein.

Als das beste Auflösungsmittel des Kaoutschuk schlägt Wischaw den Kaoutschuktheer, das Kaoutschicin, und für die Gutta Percha, den Gutta Perchatheer, das Gutta Perchin vor, und behauptet, daß die beste Masse, um Gegenstände aus Gutta Percha zu formen, eine plastische Masse aus Gutta Percha, Gutta Perchin und Kampenschwarz sei.



Ein Zweig des Gutta Percha baumes.



Schließlich müssen wir noch einer eigenthümlichen Anwendung der Gutta Serena in der Wundarzneikunst gedenken. Man legt nämlich bei einfachen und zusammengesetzten Knochenbrüchen, nachdem die Knochen wieder eingerichtet sind, statt der Schienen weiche Platten von Gutta Serena um, welche, das ganze gebrochene Glied auf eine ziemliche Länge umschließend, nach ihrem Erkalten eine Art von Kapsel bilden, in welcher das Glied unverrückbar fest und nicht so geklemmt liegt als in den gewöhnlichen Schienen.

## Abraham a Sancta Clara.

(Mit Abbildung.)

Dieser wunderliche aber wackere Kauz, dieser deutsch, derb offenherzige Vater und mit vollem Ernst im Humor und Lachen die Sitten veredelnde Kanzelredner, wurde geboren am 4. Juni 1642 in Krähenheinstetten, nicht weit von

der Stadt Möstkirch; er hieß vor der Priesterweihe Ulrich Megerle, und stammt aus einem Geschlecht das Kaiser Ferdinand der Dritte in den Adelsstand erhob. Achtzehn Jahr alt, wurde er Franziskaner, erhielt den Namen Abraham, bestand sein Noviziat im Kloster zu Mariensbrunn und wurde dann Fasttagsprediger in dem niederösterreichischen Kloster Lara. Da er sich auszeichnete, berief man ihn bald nach Wien, und im dortigen Hofkloster trieb er das Lernen höchst eifrig, so daß er sich die vielseitigsten Kenntnisse in allen Wissenschaften erwarb. Später war er Hofprediger unter Leopold dem Ersten und Josef dem Ersten, predigte auch mehrmals in Rom, wohin er als Prior-Provinzial zum Ordenskapitel gesandt worden, und sein Name schon füllte sogleich jede Kirche mit Zuhörern. Ein Wohlthäter der Armen war er auch, allgemein beliebt bis zu seinem Tode am 1. Dez. 1709) und unvergessen ist er bis zum heutigen Tage. Sein Andenken wird demnach dauern.



Unser Abraham's Schriften hatten ganz besondere Titel, wie z. B. „Ga, ga, gact, ein Ei, sagt was die Kirchfahrt sei.“ — „Keim dich, oder ich freß dich.“ — „Merks Wien.“ — „Wohlangefüllter Weinkeller.“ — „Gemisch, Gemäsch.“ — „Geistlicher Krämerladen.“ —

„Abrahamisches Bescheideffen.“ — „Huy und Pfuy der Welt.“ u. s. w.

Wir geben aus ihnen in der Sprache unserer Zeit einige Proben. So schildert er z. B. im „Bescheideffen“ die Wahrheit: „Sie ist ein Brot, das starke Zähne fordert; eine Brant,



die Feder scheut; ein Buch, in welchem Niemand gern liest; ein Bach, in dem sich Niemand gern wäscht; eine Lanze, die schwer verwundet; eine Speise, die Niemanden schmecken will.“ Vom Menschen wie er nicht sein soll, spricht er: „Der Mensch muß nicht sein wie eine Krugel, die, wenn sie berührt wird schreit; nicht wie ein Wald, der, wenn man ihn einen Schelm nennt, denselben durch Wiederhall zurückgiebt; nicht wie ein Kerzenlicht, das sich mit Gestank rächt, wenn man es auch nur ein wenig reinigt.“ Den Tod nennt er: „eine Nuß, die Jeder aufknacken, einen Braten, den Jeder verschlucken kann; eine Lauge, mit der sich Jeder waschen; eine Brille, mit der sich Jedermann bewaffnen muß; einen Trunk, der Allen dargeboten wird, und eine Klinge, über die zu springen Jedermann gezwungen ist.“ —

Was nützt es Dir — sagt er im „Geistlichen Krämerladen“ über den Adel — wenn dein Vater eine schöne Leibesgestalt hätte, du aber einem Mesopischen Affen gleichst? Der Eßig ist ein saurer Geselle, obgleich sein Vater ein vortrefflicher Tofayer war. Ein offener Helm adelt nicht allein; auch eine wurmstichige Nuß hat einen offenen Helm. Hochgeboren ist auch der Storch; er baut sein Nest auf Kirchtürme. Von gutem Hause ist auch die Schildkröte und die Schnecke; denn Beide tragen ein gutes Haus auf dem Rücken mit sich herum. Ein saurer Holzapfel ist auch vom hohen Stamme. Die Jugend muß den Adel erhöhen; wie der Edelstein einen Ring erhöht; der Kern eine Nußschale, das Heiligthum ein goldnes Gefäß.“ Die Titelsucht geißelt er in seinem „Wohlangefüllten Weinkeller“ folgendermaßen: „In den älteren Zeiten hieß man Fürstentöchter Jungfern; jetzt will sogar die Tochter eines Marktschreiers Fräulein, und die Höckerin Ursel Madame Ursel heißen, und der Besenbinder will auf den Briefen lesen: Wohladelgeborenen Herrn N. N. bürgerlichen Besenbinder. Die Prädikate wachsen dergestalt, daß sich der, welcher Hans Hader schlechtweg heißt, Hans Hader von Lumpenhosen schreibt!“

Einmal singt er:

Ein Baum ohne Frucht,  
Eine Jungfer ohne Zucht,  
Ein Thurm ohne Glocken,  
Eine Suppe ohne Brocken,  
Ein Mensch ohne Wiß,  
Sind gar nicht viel nützlich.

Ein andermal spricht er: Man muß das Alter ehren, weil es erfahrener und verständiger ist als die Jugend. Wenn des Alten Haupt-

haar weiß gefärbt ist, so muß du wissen, daß er, weiß und weise zugleich ist. Sind gleich seine Augen dunkel, so ist doch sein Verstand erleuchtet. Hat er gleich fast keinen Zahn mehr im Munde, so weiß er doch manche Nuß aufzuknacken, an der sich der Junge die Zähne ausbricht. Zittert auch schon des Greiseses Haupt, so schwankt doch nicht sein Urtheil. Ist er gleich auf den Füßen schwach, so geht er doch gerade durch, wo andere krumme oder verkehrte Wege einschlagen. Geht er gleich mit gebogenem Rücken einher, so ist er doch kein Achselträger. Geht er gleich auf dem Stab gestützt, so sind seine Anschläge doch nicht hölzern, und ist er gleich voll Falten im Gesichte, so entdeckt er doch die Falten des Herzens und kennt den Vogel an seinem Gefieder.“

Dieserigen, welche unter dem Scheine von Rechtmäßigkeit jede Willkür sich erlauben, züchtigt Vater Abraham durch folgende Fabel: „Ein Schäfer ertappte einen Wolf im Stalle und wollte ihn auf der Stelle tödten; allein der Letztere bat und beschwor den Hirten, er möchte ihm doch das Leben schenken, er versprache, daß er gar nicht mehr stehlen wolle.“ „Meine Wölfin — ruft er — liegt krank und verlassen zu Hause! Sollte mich ja der Hunger plagen, so will ich zum Mittagmahle nur so viel verzehren, was sieben Heller ausmacht.“ Auf dieses Versprechen läßt ihn der Hirte los. Allein nicht lange blieb er seinem Worte getreu; denn kaum sah er einen Widder, so fraß er ihn und meinte, er wäre nicht mehr als drei Heller werth. Das nämliche Loos traf am folgenden Tage eine Kuh mit ihrem Kalbe; der Kuh aber gab er einen Werth von vier und dem Kalbe einen von drei Hellern.“

Einmal beschreibt er „ein Schock Phantasien in einem Kasten“ und classificirt und besingt unter Andern die Narren wie folgt:

#### Der lügenhafte Narr.

Wenn ich erzähl' mein'n Lebenslauf,  
Schneid' ich von mir vortrefflich auf,  
Mühn' meinen Stand, manch große That  
Die meine Faust vollzogen hat,  
D'rauf wird mir, wenn ich mich vertritt,  
Das große Messer präsentirt.

#### Der Bau-Narr.

Weil ich zu viel dem Geld vertraut,  
Hab' ich mein Hab und Gut verbaut,  
Und da nun fertig ist das Haus  
So treiben mich die Gläub'ger aus.  
Ich armer Narr hab' weit gefehlt,  
Ein And'rer jezt das Haus behält.



### Der Komplimentir-Narr.

Ich kann mit meinem Compliment  
Fast nie gelangen zu dem End'.  
Ich gratulir' und modulir'  
Mit Reverenz und Deprecir.  
Wenn ich die ganze Neb' vollbracht,  
Der großen Falschheit Jeder lacht.

### Der diebische Narr.

Mein Handwerk ist verdächtig zwar,  
Doch das es Niemand wird gewahr,  
Stehl' ich nicht wenig, sondern viel,  
Dem größten doch das Glück wohl will;  
Denn kleine Diebe hängt man auf,  
Den großen läßt man ihren Lauf.

### Der faule Narr.

Auf, Faule von der Bärenhaut,  
Die Glocke ruft zum Fleisch und Kraut,  
Wenn nur die Arbeit erst verricht'  
Bleibst aber vor der Arbeit lieg'n  
Wirft du des Esels Zuspruch trieg'n.

### Der freß-Narr.

Ich pflege meines Bauchs allein  
Und mäste mich mit Fleisch und Wein,  
Eß mehr, als ich vertragen kann,  
Und richte nichts, als Unheil an.  
Drum werd' ich auch so honorirt,  
Wie einem Vielstraß es gebührt.

### Der fuchschwänzende Narr.

Zum großen Herrn mach ich mich  
Und streich den Fuchschwanz meisterlich.  
Ich lob', was böß, sprech' Alles recht.  
Damit ich sei ihr lieber Knecht;  
Zuletzt wird mir ein solcher Lohn,  
Daß ich mit Schimpf muß schnell davon.

## Treue eines Pferdes.

Bei jeder Kunstreitergesellschaft kann man sehen, wie viel verständige Begabung dem Pferde, diesem edlen und schönen Geschöpfe, eigen ist, denn gewiß trifft man immer einige, deren Abrihtung Bewunderung erregt, die auf das Wort ihres Herrn niedersinken, sich wie todt ausstrecken, verlorne Sachen wiederbringen u. dergl. m. Merkwürdig ist das Erkenntnißvermögen des Pferdes, welches oft schon am Schritt weiß, daß sein Herr naht, dem es entgegen wiehert, sich an ihn schmiegt, seine Hände leckt, und ihn mit glänzend belebten Augen betrachtet, die seine Freunde erkennen lassen. Wie viele Pferde haben ihre Herren durch ihren Muth gerettet, indem sie mit Hufen und Zähnen sie gegen ihre Feinde vertheidigten; wie viele

haben durch unerhörte Anstrengungen Andere in Sicherheit gebracht, und dadurch eine Zuneigung hervorgerufen, die oft schon bis zur zärtlichsten Freundschaft gesteigert wurde.

Wer weiß nicht, daß der Araber sein schönes, schnelles Roß weit über Alles liebt, was er besitzt, und wie häufig schon die größten Erdsummen verächtlich von manchem Beduinen der Wüste zurückgewiesen wurden, wenn man sein geliebtes Pferd dafür von ihm erhandeln wollte. Doch nicht in den Wüsten Afrika's allein dürfen wir die Zuneigung zu dem treuen, muthigen, schnellen Gefährten des Menschen suchen, der freilich in dem civilisirten Europa allzuoft ein Gegenstand der schrecklichsten Leiden und Qualen geworden ist; den man verstimmt, damit er den Augen noch mehr gefalle, und endlich wohl verhungern läßt, wenn er alt und schwach wird. Dennoch aber trifft man auch bei uns nicht selten Beispiele der Freundschaft zwischen Mensch und Pferd, und eine Treue und Liebe an, welche den Beweis giebt, daß ein göttlicher Funke sichtlich in den Wesen der Schöpfung wohnt, der sie höher stellt, als dies oft zugegeben wird.

Im siebenten französischen Husarenregimente diente ein alter Trompeter, der in vielen Kriegen und Schlachten geblasen und gestritten hatte. Er und sein Pferd waren überall voran, wo Muth und Schnelligkeit sich zeigen konnten, und in der ganzen Armee kannte man den tapfern Ramont, der das Kreuz der Ehrenlegion auf der Brust trug, wie auch sein weißes Roß, von dem der Trompeter behauptete, daß es den Orden längst wenigstens eben so gut verdient habe, als er selbst. Ramont liebte dies Pferd, das ihm wohl zehn Male das Leben gerettet hatte, wie ein Bruder seinen Bruder lieben soll. Mochten die Anstrengungen noch so schwer sein, er sorgte für seinen Freund; mochte er selbst hungern, wenn nur jener etwas zu fressen hatte, und unter dem Kugelregen der Feinde sah man ihn, auf dem Bauch kriechend, Wasser holen, nur damit sein treues Thier nicht dürste. Das Pferd erwiderte diese Liebe in jeder Weise, aber ach! es schlug die Stunde, wo beide sich auf ewig trennen sollten. In einem blutigen Gefecht an der Donau im Jahre 1809 wurde Ramont durch eine Kugel getödtet, die sein Herz durchbohrte. Er stürzte zu Boden, das Regiment ging über seinen Körper fort, aber sein Pferd blieb bei ihm stehen und schien ungeduldig zu warten, daß sein Herr, der aus so vielen Schlachten ohne Wunden davon kam,



auch diesmal wieder aufstehen werde. Aber vergebens, er rührte sich nicht. Von Zeit zu Zeit wurde das Thier ungeduldig; es neigte sich zu ihm nieder, öffnete weit seine Rüstern und suchte ihn durch seine Berührungen zu ermuntern. Als einige Stunden so vergangen waren, nahen sich Soldaten, die Ramont erkannten und seine Leiche aufheben wollten, doch das Pferd gerieth in Wuth und duldete ihr Vorhaben nicht. Es vertheidigte seinen Herrn mit Hufen und Zähnen, und ließ Niemanden nahe kommen. Einer der Husaren, der einen Hufschlag von ihm erhalten hatte, wollte sich durch einen Säbelhieb rächen, als der Kaiser Napoleon eben über das Schlachtfeld sprengte. Er bemerkte das Getümmel, ritt näher, erkundigte sich nach der Ursache und nachdem er mit ernstem Blick das Pferd betrachtet hatte, das mit gesenktem Kopfe über seinem Herrn stand, befahl er, es in Ruhe zu lassen. Nicht weit davon stand ein französischer Posten, dessen Sergeant den Auftrag erhielt, das Thier unter seine Aufsicht zu nehmen, am nächsten Morgen aber zu berichten, was mit ihm geschehen sei.

Der General Berthier übergab hierauf dem Kaiser folgenden Tags den nachstehenden Rapport:

„Das Pferd hat die Nacht über bei seinem Herrn zugebracht. Bei Sonnenaufgang bemerkten wir, daß es den Leichnam mehrmals umwälzte und ihn vom Kopf bis zu den Füßen beroch. Wahrscheinlich gewann es nunmehr die Ueberzeugung, daß sein Herr todt war, denn es begann dumpf zu wiehern, dann eilte es der Donau zu, stürzte sich hinein und erkrank.“

Ich möchte wohl wissen, rief Napoleon, nachdem er dies gelesen, erstaunt und gerührt aus, ob die Menschen, welche den Thieren nichts Göttliches zugestehen wollen, auch jetzt noch behaupten werden, daß diese nichts sind, als Maschinen ohne Gedanken und Gefühle. Wenn dies Pferd wirklich eine solche Maschine gewesen sein sollte, so ist sie höchst bewundernswürdig, und fordert uns zur Ehrfurcht vor ihrem erhabenen Baumeister auf.

### Der Landmann und das Gutachten.

Folgende Geschichte hat sich Anfang dieses Jahrhunderts in einer gewissen Stadt zugetragen. In derselben wohnte dazumal ein berühm-

ter Advokat, der besonders vom Lande her einen großen Zulauf hatte, und dessen Gutachten in allen Streitigkeiten wie Drakelsprüche galten. Ein wohlhabender Landmann, — wir wollen ihn Bernhard heißen (seine Nachkommenschaft ist uns wohlbekannt) — kam öfters auf den Markt in die Stadt, und hörte, wenn er im Wirthshause eingesprochen, fast immer von dem geschickten Rechtsmann erzählen, und wie bald jener von den Gästen oder den wohlbekanntesten Nachbarn sich eines Gutachtens besolte, das er von dem Advokaten erhalten hätte. Da bekam unser Landmann besonders Lust nach einem Advokaten-Gutachten, von dem er sich einen ganz besondern Nutzen vorstellte. Als er nun eines Tages einen sehr guten Markt gemacht und brav Geld gelöst hatte, so nahm er sich vor, jetzt auch etwas an die Erlangung eines solchen Gutachtens zu wenden, damit er sich dessen, wie die andern Leute, rühmen könnte. Also ging er zum belobten Advokaten, und sagte, er habe so viel Gutes über ihn gehört, daß er von der Gelegenheit profitiren, und ein Gutachten begehren wolle. Der Advokat dankte für das Zutrauen, und frug, ob er einen Prozeß habe? „Rein,“ sagte der Landmann: „Prozesse sind mir ein Gräuel, ich bin, gottlob, mit Niemand in Streit.“ Habt ihr vielleicht, fuhr der Advokat fort, wegen einer Theilung, oder wegen Kauf und Verkauf allerlei Anstand? „Auch nicht,“ war die Antwort, „meine Familie,“ sprach der Landmann weiter, „ist aus der nämlichen Schüssel, auch bin ich nicht so reich um viel kaufen zu können, noch so arm, um verkaufen zu müssen.“ Nun, was wollt ihr denn, erwiderte der Advokat, voll Bewunderung? „Mit Erlaubniß — ein Gutachten, versteht sich, daß ichs bezahle.“ Jetzt mußte der Advokat, der nun die Stimmung des ehrlichen Landmanns durchschaute, fast lächeln, doch wollte er ihm seinen Willen thun, also nahm er einen Bogen Papier, frug den Mann nach seinem Namen, seinem Alter, seinem Wohnort, schrieb es zu dessen sichtbarer Zufriedenheit auf's Papier, setzte noch ein paar Zeilen darunter, legte den Bogen sodann säuberlich zusammen, und gab es dem erfreuten Mann mit dem Bemerkten, hier habe er ein Gutachten. Vergnügt steckte es dieser in die Tasche, und legte dafür dem Advokaten einen Thaler auf den Schreibtisch. Den andern Tag machte er sich auf den Heimweg. Es mochte 3 Uhr Mittags sein, als er nach Hause kam, und dort Frau, Kinder und Gesinde ungeschlüssig antraf, ob man jenen Tag noch



das Heu einfahren solle, das bereits seit zwei Tagen gemäht und pulverdörrt sei. Die Frau meinte, man solle bis Morgen warten, der Wind sei ja gut, und die Arbeit würde heute bis in die Nacht dauern. Der Oberknecht wollte dem Wetter nicht trauen, und war fürs Heimholen. In diesem Zwiespalt gedachte der Mann seines mitgebrachten Gutachtens. „Halt,“ sprach er, „das muß uns Rath geben, hat es mich doch einen Thaler gekostet.“ Somit gab er es der Frau, sie solle es vorlesen. Diese nahm das Papier, und fand nach dem Eingang, den Namen ihres Mannes und sein Verlangen nach einem Gutachten enthaltend, blos den Spruch aufgeschrieben: „Verschiebe nicht auf Morgen, was du Heute noch thun kannst.“ „So ist's,“ rief ganz verwundert der Mann aus, „das ist ein Gutachten, geschwind Alles auf's Feld, und das Heu eingethan; ich selbst will der Fleißigste sein.“ Und so geschah es; man arbeitete bis zu einer späten Abendstunde, aber man wurde fertig, und dies augenscheinlich zum Segen. — Denn während der Nacht änderte sich das Wetter, es kam ein heftiges Gewitter, der Fluß trat aus, schwemmte das Heu zum Theil fort, zum Theil verdarb es. Die Nachbarn hatten großen Schaden, nur Herr Bernhard blieb davon befreit.

Diese Wahrnehmung bestärkte mächtig sein Vertrauen zum Gutachten, der Spruch des Advokaten galt ihm fortan als eine Hauptregel im Leben; durch Fleiß und Ordnung brachte er es auch zu einem schönen Vermögen. Gar oft zeigte er dem Advokaten durch ein Geschenk Butter oder durch ein Korb Obst seine fortwährende Dankbarkeit, denn das Gutachten betrachtete er als die Quelle seines Glücks. — Allerdings hatte der Himmel dem Advokaten spruch eine schnelle Bestätigung zugewendet; dies geschieht selten, darum verdient die ganz wahre Geschichte vor der Vergessenheit bewahrt zu werden. Es sind noch Leute wohlbehalten am Leben, welche damals beim Heumachen thätig waren.

„Morgen, morgen, nur nicht heute,  
„Sprechen stets die trägen Leute.“

Bei meinen geneigten Lesern soll aber das Heut dem Morgen nichts vorgehen.

## Der alte Fritz und der alte Ziethen.

Still — Jeder setzt auf seinen Sitz —  
Ich will euch was erzählen.

Und zwar werd' ich vom alten Fritz  
Mir die Geschichte wählen.  
Und wer sie etwa schon gehört,  
Der thu' nur nicht gleich so gelehrt  
Und störe mir die Andern.

'S hat Jeder seinen Kopf für sich,  
(Was zwar nicht gerad' ersprießlich)  
Doch war auch König Friederich  
Mitunter sehr verdrießlich;  
Er hatte auch den Kopf sehr voll,  
Denn Desireich macht es ihm zu toll  
Und so war das kein Wunder.

Da zankt' er dann manch' liebes Mal,  
Recht machen konnt's ihm Keiner,  
Gleichviel ob es ein General,  
Ob's auch nur ein Gemeiner.  
Und wenn er so in Rage kam,  
Kein Blatt vor seinen Mund er nahm;  
Das nahm ihm Mancher übel.

Nun freilich — all' und Jedem darf  
Man so etwas nicht bieten,  
Und ganz besonders dachte scharf  
Darin der alte Ziethen;  
Und eines Tages kam es doch,  
Ich weiß nicht gleich warum doch noch,  
Daß Friederich ihn touchirte.

Der Ziethen sagte zwar kein Wort  
Sich da zu defendiren,  
Doch brummt er, als der König fort:  
„Das soll mir arriviren?  
Mir — Ziethen? — Donner, Hagel, Blitz!  
Na, laß man gut sein, Papa Fritz!  
Das werd' ich mir schon merken.“

Und andern Tages kommt er nicht  
Zur Wacht'arad' wie immer.  
Läßt sich entschuld'gen — mit der Sicht  
Wird's täglich bei ihm schlimmer.  
Und ging mit keinem Schritte aus,  
Saß lieber still bei sich zu Haus,  
Und muckschte mit dem König.

Na, Friederich hatte doch bald weg,  
Wo dem die Sicht wohl steckte,  
Und kriegte drüber solchen Schreck  
Daß ihm kein Essen schmeckte; —  
Manch' Wiß ward wohl bei Tisch erzählt,  
Sein Ziethen hat ihm doch gefehlt,  
Der saß zu Haus und muckschte.

Und als nun Ziethen einst allein  
Sein Pfeisichen Knaster rauchte,  
Und in ein Glas mit Ungarwein  
Den großen Schmirbart tauchte,



Da öffnet sich mit eins die Thür:

„Bon soir! — Wohnt nicht Herr Zietzen hier?“  
Herr Gott, das war der König.

Der Zietzen springt vom Sopha auf  
Mit militärischem Gruße. —

„Nanu wie geht's? — Noch nicht wohl auf?  
Was macht die Gicht im Fuße?“

„ — Schlecht, Majestät, ich kann kaum stehen,  
Viel wen'ger mit zu Felde gehn. —“  
Das sagt er, weil er muckschte.

„Na, Zietzen, nanu laß Er's sein,“  
So sprach der große König.

„Ich weiß recht gut, die Schuld ist mein,  
Das grämt mich auch nicht wenig.  
Doch war es nicht so böß gemeint,  
Drum muß Er auch mit Seinem Freund  
Nun nicht mehr länger muckschen.“

Nun hielt sich Zietzen länger nicht  
(Will sehn, wer das vermöchte)  
Und griff, mit Thränen im Gesicht,  
Nach seines Königs Rechte.

„Hier meine Hand drauf, Majestät,  
Wenn's morgen schon zu Feld geht,  
Der Zietzen muckscht nicht länger.“

Das war's, das schreibt Euch hinter's Ohr  
Und merkt's Euch ganz im Stillen,  
Und kommt Euch auch einmal was vor,  
Was nicht nach Eurem Willen,  
So denkt, er meint's wohl nicht so toll,  
So 'n König hat den Kopf sehr voll,  
Da muß man nicht gleich muckschen.

## Wurst wieder Wurst.

Eine Revolutionscene aus Paris.

Henri: Herr Graf, es sind einige Herren da,  
die Sie zu sprechen wünschen.

Graf: Ich werde sie im Vorzimmer empfangen.  
(Geht hinaus) — Was? Bediente? Was  
wünscht Ihr von mir?

Bediente: Wir sind die Abgeordneten des  
Domestikenkorps, das uns beauftragt hat, Sie  
zur Abschaffung Ihrer ausländischen Be-  
dienten aufzufordern. Die Association hat be-  
schlossen, daß nur französische Domestiken  
in Frankreich beschäftigt werden dürfen. Wir  
bitten Sie daher, Ihre englische Bedienten so-  
fort wegzuschicken.

Graf: Ihr habt Recht, das ist purer Pa-  
triotismus; Henri, sende mir meinen Jockei  
Tom, und meine Stallknechte Jack und Yorick.

(sie kommen) — Ihr seid entlassen, auf den  
Wunsch dieser Herren entlassen! Nun, sind Sie  
zufrieden, meine Herren?

Bediente: Sehr wohl, nun werden Sie die  
Engländer durch Franzosen ersetzen.

Graf: Dieses doch nicht meine Herren.

Bediente: Aber Sie werden doch wohl die  
Engländer nicht wieder zurückrufen wollen?

Graf: Nein, ich denke nicht daran; aber  
da Ihr mir nicht erlaubt habt, mich von Aus-  
ländern bedienen zu lassen, so erlaubt jetzt auch,  
daß ich mich gar nicht bedienen lasse.

Bediente: Aber Ihre Pferde, Ihr Wagen?

Graf: Werden verkauft. Der Luxus ist nicht  
mehr an der Zeit, ich schicke daher meinen Kut-  
scher, meinen Jäger, meine beiden Bedienten  
und meinen Koch fort, die alle Franzosen sind;  
die Herren wollen das Haus nur reinigen,  
ich gehe noch weiter, ich leere es. Du Henri  
bist der Einzige, der vorläufig bei mir bleibt;  
geh und laß den Verkauf meiner Equipage be-  
kannt machen. Gib den Herren ein Glas Wein,  
Henri, und nun Adieu! —

## Tod der Löwenkönigin.

(Mit Abbildung.)

Freitag den 12. Januar 1850 wurde in der Me-  
nagerie des Hrn. George Bombwell zu Chat-  
ham, wohin derselbe am vorhergehenden Tage  
zur Ausstellung gekommen war, ein junges  
Mädchen von 17 Jahren, Helene Bright, ge-  
nannt die Löwenkönigin, getödtet, während sie  
mit einem Löwen und mit einem Tiger in deren  
Käfig ihre gewöhnlichen Kunststücke machte.

Das unglückliche Mädchen war seit einem  
Jahre täglich ein paar Mal in den Käfigen der  
wilden Thiere gewesen und zwar häufig nur  
zu ihrem Vergnügen, wenn auch keine Gesell-  
schaft zugegen war. Freitag Abend kurz nach  
9 Uhr begab sie sich ebenfalls in den Käfig, in  
dem ein Löwe und ein Tiger zusammenlebten,  
um namentlich mit dem erstern ihre Kunststücke  
zu produciren. Sie war nur 2—3 Minuten  
darin gewesen und hatte ihre Hauptstücke be-  
reits gemacht, da schlug sie nach dem Tiger, der  
ihr im Wege lag, mit einer kleinen Keitpeitsche  
die sie in der Hand zu tragen pflegte. Der  
Tiger brümmte grollend, legte sich auf den Bo-  
den des Käfigs und streckte seine Läge aus,  
wie wenn er ihr Kleid oder ihr Bein packen  
wollte, weshalb das Mädchen zurücksprang,  
wobei sie seitwärts an den Käfig fiel. In dem



den  
Sie  
die  
die  
aber  
Aus-  
auch,  
gen?  
nicht  
Rut-  
enten  
sind;  
gen,  
Henri  
leibt;  
e bes  
Wein,

Me-  
Chat-  
Tage  
unges  
, ge-  
nd sie  
deren  
te.  
einem  
en der  
nur  
Besell-  
nach  
ng, in  
ebten,  
stliche  
inuten  
cke bes  
r, der  
eitliche  
Der  
n Bo-  
aus,  
packen  
orang,  
n den



Tod der Löwenkönigin.



selbem Augenblicke sprang der Tiger auf sie los, schlug seine Klauen in ihren Hals, seine Zähne in ihr Kinn und verwundete die Unglückliche gräßlich. Ein Wärter, der auf der Treppe des Käfigs stand, eilte sogleich mit einer Peitsche ihr zu Hülfe, der Tiger ließ aber seine Beute nicht eher los, als bis er einen furchtbaren Schlag mit einer eisernen Stange über die Nase erhielt, worauf der Wärter das wüthende Thier hielt, während das arme Mädchen schrecklich blutend und besinnungslos herausgetragen wurde. Zwei Aerzte, die zufällig zugegen waren, nahmen sie sofort in Behandlung. Sie hatte vier Wunden an der linken Seite des Halses, eine leichte Verwundung am rechten Beine und eine sechste am Kinn, in das der Tiger seine Zähne eingeschlagen hatte, und diese nebst der furchtbaren Erschütterung ihres ganzen Körpers führte ihren Tod herbei. Zwar hatte Helene Bright stets im besten Vernehmen mit den wilden Bestien gestanden, die ihr sämmtlich zugethan waren; dennoch erwachte die alte Wildheit des Tigers in dem Augenblicke, als er seine Herrin fallen sah und als er vollends Blut erblickte, war sie verloren.

Der Lärm und die Verwirrung unter den Zuschauern in dem Augenblicke des schrecklichen Ereignisses war unbeschreiblich, Alles rannte gegen einander, um sich zu retten, glücklicherweise aber kamen keine weiteren Unglücksfälle vor. Das Leichenschaugericht sprach sich sehr entschieden gegen die Unsitte aus, mit den wilden Thieren in den Käfigen Kunststücke zu machen, indem dabei immer Menschenleben gefährdet seien.

### Lebensregeln.

Nicht, was dem Menschen widerfährt,  
Bestimmt des Menschen wahre Würde;  
Doch wie er trägt des Lebens Bürde,  
Das gibt das Maß für seinen Werth.

Gottes Fügung sollst du tragen  
Und durch weisses Dulden siegen,  
Aber nie vor Menschen zagen,  
Noch in Menschenwahn dich fügen.

Was des Himmels Liebe spendet,  
Ehrt, auch wo es niederbrücket,  
Doch, was dir die Tiefe sendet,  
Schändet, selbst wenn es entzücket.

Keine Furcht und keine Ehr  
Darf die Welt dir abgewinnen;  
Schwing' mit Gott getrost die Wehre,  
Will dir Arglist Böses sinnen.

Verlezt durch Schwächen dich ein schön Gemüth,  
So denk', es geh' ihm wie dem Rosenstrauch:  
Der Zweig, an welchem Ros' an Rose blüht,  
Trägt er nicht viele leid'ge Dornen auch?

Greif nicht kindisch nach den Sternen,  
Die die Hand nicht fassen kann,  
Sondern suche klug zu lernen,  
Wie du rüstig kommst voran.

Hängen dir zu hoch die Trauben,  
Folge muthig deinem Pfad,  
Halt' nur fest am frommen Glauben,  
Und auch deine Stunde naht.

### Frauenmuth und Entschlossenheit.

In einem eine kleine halbe Meile von dem Hause des Försters P. gelegenen Städtchen war Jahrmart, und der Förster — erst vor 8 Monaten mit einer Jungfrau aus diesem Städtchen ehelich verbunden — hatte sich, indem er zugleich die Jagd besuchte und sein Forstrevier revidirte, in frühester Morgenstunde dorthin auf den Weg gemacht. Die junge Frau befand sich ganz allein in dem Hause und erwartete, als die Mittagsstunde schon herannahte, recht schnell die Rückkehr ihres Gatten. Von beängstigten Gefühlen gepeinigt und zugleich mit einigem Unwohlsein beschwert, hatte sie sich jetzt, angekleidet wie sie war, für einige Augenblicke ins Bett gelegt, als plötzlich ein fremder Mann von verdächtigem Aeußern ins Zimmer trat, und vorgab, von dem Förster, welcher sich auf dem Jahrmart befände und dort einen Handel abschließen wollte, zu diesem Behufe nach 15 Thalern gefendet worden zu sein. Die kluge Försterin, welche sogleich in dem Boten einen Betrüger vermuthete, macht gelinde Einrede. Als der Fremde jenen Einwand zurückwies, und endlich sogar barsch erklärte: er habe dem Förster zur Ueberbringung der 15 Thaler sein Wort gegeben und werde, wenn die junge Frau ihm diese Summe länger vorenthalte, Gewalt brauchen, da erkannte sie völlig den Räuber und sah nur eine List als einziges Mittel der Rettung. „Sie sehen ja,“ sagte sie zu dem Fremden, „daß ich, am ganzen Leibe gelähmt, das Bett nicht verlassen kann.“ In jener Tischschublade



aber liegen die Schlüssel; der kleinste derselben öffnet den Schrank, welcher sich hier in der Seitenkammer befindet. Gleich vorn im Schranke werden sie ein Kistchen mit Geld finden; bringen Sie dasselbe her, damit ich ihnen das Geld zuzähle.“ Der Räuber griff rasch nach dem Schlüsselbunde und eilte damit in die Kammer. Mit Blitzeschnelle sprang die Försterin jetzt vom Bette auf, riß die Kammerthür zu und verschloß und verriegelte dieselbe; dann verließ sie, noch kommende Schreckensereignisse befürchtend, das Zimmer, verschloß die stark befestigte Hausthür und schob die beiden daran befindlichen Riegel vor, worauf sie ruhig in das Zimmer zurückkehrte. Der Unhold in der Kammer sah sich nun durch Frauenlist in die Falle geführt. Die Försterwohnung war neu erbaut, mithin die feste Kammerthür ohne Brechwerkzeug schwer zu sprengen; das kleine Kammerfenster aber befand sich 6 Fuß hoch vom Fußboden entfernt und war zum Entkommen nicht geeignet. Nachdem der Räuber es vergebens versucht, die Thür zu sprengen; nachdem er mit Mord und Brand die muthige Frau bedroht, und feste Versicherung erhalten hatte, daß vor des Försters Rückkehr an keine Befreiung zu denken sei, verhielt er sich ruhig. So war ungefähr eine Stunde vorüber, als anfänglich leise, dann aber heftig und immer heftiger an der Hausthür gepocht wurde. Ueber dem Wohnzimmer des Hauses befand sich eine Vorrathskammer; dorthin begab sich jetzt die Försterin und öffnete ein Fenster. Vor der Thüre stand ein Weib von vierschrötiger Gestalt und wildem Gesichte, welches jetzt die Blicke emporrichtete und mit ungestümen Worten Einlaß verlangte. Als dieser von der Försterin verweigert wurde, wüthete das Weib und sagte, wobei es eine große Art unter der Schürze hervorrif und drohend schwenkte: „Ich weiß bestimmt, daß mein Mann sich im Hause befindet, und von dir, Schlange abgesperrt ist.“ „Deffnest du nicht gutwillig, so schlag' ich die Thüre ein; und dann geht es ohne Mord nicht ab!“ Die Försterwohnung lag im Walde von der Landstraße weit abgelegen; ein Nothgeschrei konnte daher nicht fruchten. Doch die muthige Försterin war entschlossen, ihre Habe bis auf den Tod zu verteidigen, und verharrete bei diesem Entschlusse. Schon zischte die blinkende Art der Raubgenossin mit zermalmenden Schlägen in die Thür, und vergebens war es, daß die Försterin alle schweren Gegenstände, deren sie im Augenblicke habhaft werden konnte, dem

Weibe auf den Kopf schleuderte; gewandt wußte diese Banditin jedem Wurf auszuweichen. Jetzt endlich gelang es der heldenmuthigen Vertheidigerin, durch einen Wurf mit einem alten Hackmesser der Angreifenden die rechte Wange und Schulter dergestalt zu verletzen, daß das Blut hervorströmte. Dadurch aber wurde die Räubergenossin nur noch wüthender und that einen gräßlichen Schwur, die junge Hausfrau mit eigenen Händen zu erdrosseln! Die letztere entbehrte schon aller gewichtigen Gegenstände, und verließ jetzt den bisherigen Vertheidigungsplatz. Als sie auf der Hausthür wieder anlangte, fand sie die Thüre bereits durchspalten und nur noch von dem Eisenbeschlage der untern Querleiste zusammengehalten. Noch einige starke Schläge und die Thüre mußte einstürzen. Das Zimmer, welches die Försterin darauf betrat, bot eine gleich drohende Gefahr; dem Räuber war es, durch die Stimme seines Weibes von außen neu ermuthigt, bereits gelungen, das Schloß an der Kammerthür zu zersprengen; nur durch den schwachen Riegel wurde die Thür noch gesperrt. Jeder nächste Augenblick bot hier der Hausbesitzerin die Gefahr eines schmachlichen Todes. Zu der möglichsten Gegenwehr jetzt genöthigt, riß nun die Försterin eine geladene Doppelflinte von der Wand und eilte auf die Hausthüre zu. Eben stürzte diese zusammen. Schon wollte die Banditin durch die Oeffnung eindringen. „Zurück!“ rief jetzt die junge Frau „oder ein Schuß streckt dich zu Boden!“ — „Poffen!“ grinsete das Weib. „Ich will dir die Schießflust schon benehmen!“ Dabei schwang die Wilde die Art voran und war eben im Begriffe einzusteigen — — — ein zeitiger Schuß aus der Doppelflinte streckte sie entseelt zu Boden. In demselben Augenblicke hatte der Räuber den Riegel an der Kammerthüre ausge schlagen und trat schon in das Zimmer. Die Försterin ermannte sich rasch und streckte ihm die Flinte entgegen. „Wagst Du noch einen Schritt, so sendet Dich mein zweiter Schuß deinem Weibe nach!“ Der Räuber erblich und stand unbeweglich. Die Försterin blieb lautlos im Anschlage, ihr Ziel mit festem Blicke haltend. Wenige Minuten darauf kam der Förster. — Der Räuber wurde verhaftet.

### Edelmuth eines Eckenstehers.

Vor einiger Zeit fiel ein ärmlich gekleideter Mensch, auf der Straße um und bekam Krämpfe.



Bald versammelten sich Neugierige um diese traurige Scene. Da trat ein elegant gekleideter Herr mit einem dicken, saubern Spazierstock dazu, und indem er damit auf den Leidenden zeigte, sagte er in dictatorischem Tone: „So schaffst doch diesen Unglücklichen in irgend eine Hausflur!“ — Andersch nicht als wenn Sie dabei sind,“ sagte darauf ein Eckensteher, „denn unser enes hat keine Stimme in einem fremden Hause, is aber een feiner Herr dabei, der een Wort spricht, so is det gleich ein ander Ding!“

„Das will ich wohl thun!“ sagte der feine Herr, und in seinem Beisein wurde der Leidende in die nächste Hausflur gebracht, woselbst es von Seiten des anwesenden Hauswirths erlaubt wurde, daß der Kranke bis zu seinem Besserwerden hier liegen dürfe. Jetzt aber wandte sich der Eckensteher an den dicken Herrn und sagte: „Nu, mein bester Herr, bitt ich mir 4 Groschen aus!“ der Herr, verblüfft, machte Miene, mit einigen vornehm hingeworfenen Worten, sich, wie man zu sagen pflegt, zu drücken. Der nervige Sonnenbruder aber hielt ihn fest, wies auf das Armeschild hin und sagte: „Mein Herr, Sie sehen doch, wer ich bin! Sie haben gütigst befohlen, und — ich habe gehorcht — det macht 4 Groschen preussisch Courant.“

Der dicke Mann wollte sich nun doch nach solcher Anrede keine Blöße geben und gab, um das Gelächter der Menge durch seine Großmuth zu beschwichtigen, dem Eckensteher acht Groschen Courant. Dieser dankte und der Herr wollte gehen. „Ne, mein Herr,“ fuhr der Eckensteher fort, „sehen können Sie noch nich, Sie müssen noch'n Dgenblick verweilen, un sehn, wie det Stück weiter spielt!“ Hierauf reichte er dem Kranken, der unterdeß zu sich gekommen war, die sechs Groschen mit den Worten: „Seh' mal, armer Menschenbruder, det schenkt dich en Eckensteher, nu wollen wir mal sehen, was die andern dahn werden.“

Diese unerwartete Wendung der Sache ward von einem lauten Jubel begrüßt und es folgten nunmehr Unterstützungen von allen Seiten, zu denen der dicke Herr, der gleichsam zu einem andern Sinne electrirt worden war, nun auch sechs Groschen beitrug, so daß der Arme sich einer reichen Gabe erfreute.

### Die beiden Bürger im Jahr 1849.

„Freund, ich hätte morgen mit dir ein Geschäftchen abzumachen, kann ich dich um 8 Uhr

zu Hause treffen? — Bedauere. Um diese Stunde bin ich zu einer Besprechung wegen der deutschen Flotte eingeladen. Komm' um 9 Uhr. — „Dazu bin ich außer Stande, weil ich zu der Stunde den Sitzungen des Volksvereins beizuhören muß. Ich werde doch zur 11ten Stunde nicht fehl gehen?“ — Du weißt, Freund, daß ich Comité-Mitglied des Vereins zur Hebung und Unterstützung der Gewerbe bin. Das ist aber die Zeit, wo wir uns versammeln, um die Vorarbeiten zur Generalversammlung zu fertigen. Du mußt nun schon um 1 Uhr kommen. — „Das ist mir unmöglich; unsere Compagnie muß dann zum Exercieren ausrücken.“ — Nun — so kehre ich um 3 Uhr bei dir ein! — „Weißt du nicht, daß da Besprechung wegen der rücksändigen Parlamentswahl stattfindet, und eine Adresse an die Nationalversammlung vorgelegt wird? Am sichersten triffst du mich um 5 Uhr.“ — Um die Stunde gehe ich stets ins Casino, um die Zeitungen vorlesen zu hören. Aber es wird mich freuen, dich um 7 Uhr bei mir zu sehen! — „Leider muß ich dann auf die Wache ziehen. Nun ich sehe schon, es geht nicht anders, wir müssen die Sache schriftlich abmachen.“

### Verschiedene Arten der Trauer.

In Europa trauert man allgemein schwarz, weil diese Farbe die Finsterniß repräsentirt, welcher der Tod, als eine Beraubung des Lebens, ähnlich ist. In China bedient man sich der weißen Farbe, weil man hofft, daß der Todte im Himmel, dem Orte der Reinheit, ist. In Aegypten ist es die gelbe Farbe, weil die Blumen und Blätter bei ihrem Absterben diese Farbe annehmen. In Aethiopien ist die braune Farbe üblich, weil sie die Farbe der Erde bezeichnet, aus der wir entstanden sind und zu der wir zurückkehren. In einigen Theilen der Türkei ist blau die Farbe der Trauer, weil es die Farbe des Himmels ist, wohin die Todten kommen; in andern Theilen dagegen purpur und violet, weil beide eine Mischung von Schwarz und Blau sind und ersteres Schmerz, letzteres Hoffnung bedeutet. Man sieht also, daß alle Farben für traurig gelten können.

Wenig, aber viel.

Ein Kosakenoffizier, der im letzten Kriege nach Deutschland kam, bestellte seine Mahlzeiten immer mit den Worten: Wenig und gut, aber viel.



## Der Pfälzer und das Schwabemädchen.



Mein Glaskopp macht mer viel Verdruß —  
Hätt' ich doch noch mein Hoor! —  
Denn was ich jetzt so hör'n muß,  
Des thut nit wohl vor's Ohr. —

Ich hab die Däg so halb im Brand  
& Schwowemädel g'foppt,  
Daß man die Haase dort zu Land  
Statt abziehen, roppt. —

Ja freilich, sächt se, liewer Schatz,  
So macht mar's in mein Ort,

Un i sieh klar an Ihrer Glaz,  
Sie waren au schon dort!

Heute wees schon jedi aldi Baas,  
Wie die mich heem hot g'schickt,  
Und mir werd der geroppte Has  
Bun alle vorgerückt.

D'rum merk' sich Jeder, was ich sag':  
Wer d'Schwowemädle foppt —  
Des is e Guckuck's-Menschschlag —  
Der wird gewiß gekloppt. —

### Anekdoten.

Havannah-Cigarren. — „Herr Ameyer,  
haben Sie auch ächte Havannah-Cigarren?“  
— „Thut mir leid, Herr von Ameyer, damit  
kann ich nicht dienen, denn wissen's, mit die Ha-  
vannah-Cigarren ist's so ein eigne Sach'. Er-

stens sind sie sehr theuer, und zweitens sind sie  
sehr schwer zu kriegen, und schauen's, wenn man  
nachher wirklich welche kriegt, dann sind's keine.“

Empfehlung. — Eine Zeitung brachte un-  
ter „Eingesandt“ folgende komische Anzeige:



„Mit Rücksicht auf die nächstens wieder beginnenden Schießübungen der Bürgerwehr empfiehlt sich zur schleunigen Anfertigung von Testamenten: Fix, Notarius.“

In einem wohlbekannten Orte unseres freundlichen Höhgau's wurde unlängst durch den Ortsdiener Folgendes veröffentlicht:



„Von Bürgermeisteramtswegen wird bekannt gemacht, daß alle Jene, welche in die Viehverficherung aufgenommen werden wollen, heute Nachmittag präzis 2 Uhr im Gemeinshaus sich einzufinden haben.“

Mehre Gäste, welche mit dem Wanderer ein Glas Bier im Wirthshause zu W. . . . . . tranken, lachten über den Ausscheller; der Wanderer aber dachte: das muß in den Kalender.

Ein Jagdliebhaber — verklagte einen Juden, daß dieser sich im Besitze eines ihm vor 2 Jahren abhanden gekommenen Gewehrs befinde. Der Jude wurde vor Gericht gefordert und ihm aufgegeben, den rechtmäßigen Besitz durch Zeugen zu erweisen. Er erschien und stellte als Zeugen seinen Schwager Schmucl, der beschwören wolle, daß das Gewehr ihm seit einer langen Reihe von Jahren gehöre. „Ist das wahr, und wie lange kennst du das Gewehr als Eigenthum des Beklagten?“ fragte der Richter. „Ich kenne es lange, sehr lange,“ erwiderte der Zeuge. „Aber wie lange, seit wie viel Jahren?“ „Nu, ich habe es gekannt,“ betheuerte Schmucl, „wie es noch gewesen is ein ganz kleines Pistol.“

### Lichtputzen in Brasilien.

Ein Reisender erzählt, er sei im Innern von Brasilien von einem Landmann gastlich aufgenommen worden. In dem ärmlichen Hause sei alles Geräth außerordentlich einfach gewesen; er habe sich daher gewundert, ein paar schön polirte Lichtscheeren englischer Arbeit auf dem Tische zu finden. Der Wirth, der dieses bemerkte, sagte zu ihm: Ja, die habe ich von einem Freunde in Rio zum Geschenk geschickt erhalten. Sie sind wirklich eine sehr nützliche

Sache, denn sehen Sie, früher da warf ich den glimmenden Docht in's Zimmer, auf den Tisch und verbrannte mir meine Kleider damit. Aber jetzt sehen Sie einmal, wie gut es geht! Mit diesen Worten faßte er in's Licht, riß mit den Fingern den überflüssigen Docht ab und steckte ihn sorgfältig in die Lichtputze.

Solidität der amerikanischen Bauten. — Hievon erzählt ein amerikanisches Blatt: Ein Herr hatte in Newyork ein neues Haus bezogen und lehnte sich nach Tische mit seinem Stuhl gegen die Wand, um in dieser behaglichen Lage eine Cigarre zu rauchen. Unglücklicher Weise muß er niesen, die Wand giebt nach, und er stürzt auf die Straße hinunter. Zum Glück hatte er keine schwere Verletzung erhalten. Er machte natürlich dem Hausbesitzer einen Prozeß, wurde aber von den Gerichten abgewiesen, weil ein Bürger von Newyork die Gefahr kennen müsse, sich an die Mauer zu lehnen. — Ein anderer Mann, der auf seinem Stuhle an der Wand sein Mittagschläschen hielt, wurde durch ein heftigen Schmerz aufgeweckt und fühlte einen Nagel von der Wand aus in seinen Hinterkopf dringen; ein Nachbar im Nebenhause wollte einen Nagel einschlagen, um ein Bild aufzuhängen.

### Aus dem Soldatenleben.

„S. 12. Wenn einem Soldaten von seinem Vorgesetzten ein Glas Wein vorgesezt wird, so muß derselbe es dankend annehmen, auf einen Zug austrinken, und auf einen Seitentisch stellen.“  
Lieutenant: Also, wenn dir ein Vorgesetzter ein Glas Wein anbietet, was thust du dann?  
Soldat: Ja, das kommt gar nicht vor, Herr Lieutenant!

### Auflösung der Räthsel.

1. Wahnwitz. 2. Unrath. 3. Meerrettig Zwiebel. 4. Wiedermann. 5. Der Beifall. 6. Weil sie von Weinen leben. 7. Den Welington. 8. In den Geldbeuteln leichtfertige Menschen, denn da hält sich nicht gern ein Groschen die Nacht über auf. 9. Der Klarnettist, denn er hat während seiner Thätigkeit immer ein Blatt vorm Mund, und muß stets den Schnabel halten.



## Ueber das Eigenthum.

Seltene und verworrene Begriffe über das Eigenthum haben die Anhänger des Communismus in die Welt hinein geschleudert. Es ist sogar die Behauptung von ihnen aufgestellt worden, Eigenthum sei Diebstahl, also der Reiche sei ein Dieb, der den Armen gestohlen habe und verenthalte, was denselben von Gottes und Rechtes wegen angehöre.

Sehen wir, ob diese Behauptung gegründet ist. Betrachten wir, was die Folgen sein würden, wenn die Communisten ihre Grundsätze zur Ausführung brächten.

Fragen wir uns zunächst: wie ist das Eigenthum, diese hauptsächlichste Grundlage der aus freien Menschen bestehenden Gesellschaft, entstanden? — so haben wir die natürlichste Antwort zur Hand: durch Besiznahme des herrenlosen Bodens.

Aber diese Besiznahme war offenbar erst dann begründet, und man fühlte sich erst dann eines gerechten Besizes bewußt, wenn man den Boden durch Arbeit zum Ertrage gezwungen hatte. Der bearbeitete Boden also war Eigenthum dessen, der ihn umgegraben oder gepflügt, der ihn besäet, der ihn, mit einem Worte, bebauet hatte.

Auf diese Weise ist von den ältesten Zeiten her die Erde in Besiz genommen, das Eigenthum festgesetzt worden, und die Besizer des bearbeiteten Bodens schlossen den ersten Gesellschaftsvertrag, indem sie sagten: „Ich störe dich nicht in deinem Besiz, störe du mich also nicht in dem meinigen.“

Auf dieser Grundlage beruht offenbar das Recht des Eigenthums. Diese Grundlagen und dieses Recht sind dieselben geblieben, bis auf den heutigen Tag. Daß aber Ungleichheiten entstanden, daß der Eine reich, der Andere arm wurde, hatte von jeher seinen Grund in der natürlichen Ungleichheit der Menschen.

Ein Beispiel wird diese Behauptung beweisen. Nehmen wir an, daß hundert Menschen freiwillig zu einer Gesellschaft zusammentreten und den Boden in gleiche Theile unter sich theilen. Nach kurzer Zeit wird die Gleichheit verschwunden sein. Die Einen werden durch Fleiß, Einsicht und Sparsamkeit erwerben, die Andern durch Faulheit, Ungeschick und Verschwendung verlieren.

Folgt nun daraus, daß der Fleißige und Einsichtsvolle, nachdem er sich Reichthum erworben hat, ein Dieb an dem Eigenthum der Faulen und Ungeschickten ist?

Kein vernünftiger Mensch wird diese Frage bejahen, sondern den Schluß ziehen, daß Alles, was erworben wird durch redlich angewandte Thätigkeit des Geistes oder Körpers, rechtmäßiger Besiz ist, in dessen Genuße Niemand gestört werden darf.

Man setze nun den Fall, das Eigenthum würde gleichmäßig unter alle jetzt lebende Menschen vertheilt — die Folge müßte die nämliche sein. Die Fleißigen, die Einsichtsvollen, die Sparsamen würden ihren Besiz verdoppeln — die Dummen und Schwachen würden ihn verlieren, und immer würde nach kurzer Frist der Gegensatz zwischen Arm und Reich wieder vorgehanden sein, ohne daß mit einem Schimmer von Recht behauptet werden könnte, daß Eigenthum Diebstahl wäre. Dies liegt so klar auf der Hand, es ist so tief in der Verschiedenheit der menschlichen Kräfte, Fähigkeiten und Eigenschaften begründet, daß es keines weiteren Beweises bedarf.

Setzt nun aber, der Gegensatz zwischen Arm und Reich solle durchaus aufgehoben werden. Was würde geschehen? Der Kluge würde entweder den Ertrag seines Fleißes und seiner Einsicht selbst verzehren, oder er würde nicht mehr zu erwerben suchen, als er für sich selbst bedarf. Der Ungeschickte, der Unfähige und Faule dagegen würde nichts zu leben haben, er könnte auch keine Hilfe von dem Nachbar verlangen, da dieser den Ertrag seiner Arbeit für sich selbst gebraucht — er müßte also im Elende umkommen.

Wie anders, wenn der Fleißige und Einsichtsvolle seinen Ueberschuß nicht vergeudet, sondern in seine Scheuern einsammelt. Er kann alsdann zu seinem armen Nachbar sprechen: „Ich gebe dir Korn und Früchte; aber da dieser der Ertrag meiner Arbeit sind, so wirst du mir durch Arbeit vergelten und mir helfen, mein Feld zu bebauen.“ Oder er würde sagen: „Ich könnte meinen Ueberschuß selbst säen und würde den sechsfachen Ertrag davon erhalten; aber nimm du ihn, säe ihn in deinen Acker, und nach der Erndte erstatte ihn mir zurück und füge so viel hinzu, als er mir würde eingebracht haben. Jedoch hast du natürlich das Recht, einen Lohn für deine Arbeit davon in Abrechnung zu bringen.“

Der Besizer verleiht also und verlangt dafür Zins, ein Recht, was gewiß kein Verständiger ihm absprechen wird. Alle Verträge aber sind in diesem Reime enthalten und lassen sich von diesem doppelten Rechte herleiten.



Wir haben weiter oben gesagt: Bei Aufhebung des Unterschiedes zwischen Arm und Reich würde der Kluge den Ertrag seines Fleißes entweder selbst verzehren, oder er würde nur so viel zu erwerben suchen, als er für sich bedarf. Nehmen wir nun den letzteren Fall an, und betrachten seine Folgen ein wenig genauer.

Gesetzt also, der Geschickte hätte nichts zurückgelegt, so wäre der Ungeschickte Hungers gestorben; denn es wäre nichts dagewesen, wovon derselbe, als er Arbeit und Brod verlangte, hätte unterstützt werden können. Die Folgen würden aber noch schlimmer sein. Denn den Reichtum verbieten heißt das Sparen verbieten, es heißt die Menschheit zu einem rohen Zustande verurtheilen.

Wenn ich keine Frucht ärndten soll von meiner Arbeit, warum soll ich denn arbeiten? Keine Kunst, kein Gewerbe, keine Wissenschaft würde Anhänger und Pfleger finden; denn Kunst, Gewerbe und Wissenschaft würden keinen Lohn empfangen. Mit dem Aufhören des Unterschiedes zwischen Reich und Arm würde auch jeder Unterschied der geistigen Fähigkeiten aufgehoben werden, denn Niemand würde seine geistige Fähigkeit auszubilden suchen, da er keinen Nutzen davon absähe. Der Mensch würde über die Erde gehen, ohne nur einen Versuch zu machen, die engen Schranken zu überschreiten, in welche die allgemeine Gleichheit ihn einsperrt. Er würde in der Gegenwart vegetiren, ohne sich um die Zukunft oder die Vergangenheit zu kümmern. Er würde leben, wie ein Thier, und sterben, wie ein Thier, denn von seiner Vernunft, die ihn vom Thiere unterscheidet, würde er keinen Gebrauch machen können, noch dürfen.

Glaubt man nun, der Arme würde durch die Aufhebung des Eigenthums gewinnen? Gewiß nicht, man würde durch dieselbe nur erreichen, daß man den Reichen zwingt, das unermesslich vergrößerte Elend des Armen zu theilen.

Das Eigenthum ist also nicht Diebstahl, sondern der Reichtum ist im Grunde nichts weiter, als die Sparkasse der Gesellschaft, von welcher nicht der Besizer allein, sondern die ganze Gesellschaft Nutzen zieht.

Geben wir das Eigenthum auf, so vernichten wir die Gesellschaft, zerstören jeden geistigen Erwerb und Fortschritt, und würdigen den Menschen zum Thiere herab.

## Eine sehr erfreuliche Nachricht.

„Guten Morgen Herr Advokat.“

„Recht guten Morgen, mein Herr, — mit was kann ich dienen?“

„Ich hab' in Triest, wo ich in Arbeit stand, in den Zeitungen gelesen, daß Sie mir eine erfreuliche Nachricht mitzutheilen haben; da hab' ich meinem Meister gekündigt und mich schleunigst auf die Sohlen gemacht, um nun zu hören, was es ist.“

„Sie sind Sie der Herr Müller? Nun, das ist ja recht schön, daß Sie einmal da sind. Ich habe Ihre Hierherberufung in alle vorzüglicheren Zeitungen Europas einrücken lassen; und das freut mich, daß Sie doch einmal aufgefunden worden sind.“

„Nun, Herr Advokat, wollen Sie aber auch so gütig sein und mir sagen, in was denn eigentlich diese sehr erfreuliche Nachricht besteht?“

„Ja so. — Sehen Sie, Ihr Better Knödelmeier ist gestorben und hat Ihnen 79 Thaler 13 Gr. 3 Pf. vermacht.“

„Aber Herr Advokat, wenn ich gewußt hätte, daß es weiter nichts wär', so hätt' ich meine gute Arbeit nicht aufgegeben. Doch ist's immer besser als gar nichts, man muß halt auch mit Wenigem zufrieden sein. — Kann ich das Geld vielleicht gleich empfangen?“

„Entschuldigen Sie; — hier lege ich Ihnen die Rechnung für meine Gebühren inclusive der Auslagen, namentlich der Eurrückungsgebühren vor, woraus Sie ersehen werden, daß Sie mir noch 1 Thlr. 3 Gr. 2 Pf. darauf zu bezahlen haben.“

„Was Herr? — Ich glaub', Sie woll'n mich foppen?“

„Mit Nichten, wollen Sie sich gütigst selbst überzeugen.“

„Und das nennen Sie eine erfreuliche Nachricht, Das? Und auch noch sehr erfreulich? Na Herr, das nennt unsreins: die Leute anführen!“

„Werde Er nicht so anzüglich, sonst häng' ich Ihn einen Injurienprozeß an den Hals, dann kann Er sehen, wie's Ihn geht.“

„Steht's so? — Nun gut, dann will ich zahlen, sonst zieht man mir am Ende die Haut noch ab. Da — da ist das Geld, und behüte mich Gott vor allen Leuten, wie Sie sind, und vor solchen sehr erfreulichen Nachrichten.“